

Norbert Gutenberg

„Liebe Mitglieder*innen“

oder

Die Universität ist keine Arbeitgeberin.

Bemerkungen zum Gendern

Zum Titel:

- Die Anrede stand in einer Mail des Vorstandes einer immerhin wissenschaftlichen Gesellschaft.
- Der Satz nach ‚oder‘ bezieht sich auf Formulierungen in offiziellen Texten der Universität des Saarlandes

Zu Beginn möchte ich eine terminologische Differenzierung in Erinnerung rufen, die oft genug vergessen wird: Genus ist nicht synonym mit Sexus!

Genus ist eine grammatische Kategorie, die in vielen Sprachen nicht differenziert ist, im Deutschen dagegen sehr stark. Wir unterscheiden maskulinum, femininum und neutrum. Die deutschen Volksschulübersetzungen sind irreführend: ‚männlich‘, ‚weiblich‘, ‚sächlich‘. ‚Neutrum‘ bedeutet nur: weder maskulinum noch femininum, nicht alle Neutra sind Sachen, die ‚Sache‘ ist schließlich femininum. Reden wir von Dingen, die kein Sexus haben, oder von Lebewesen in Absehung von ihrem Sexus, dann kommen maskuline, feminine und neutrale Wörter gleichermaßen vor: der Tisch, die Uhr, das Geld, der Himmel, die Erde, das Meer, der Wolf, die Katze, das Schaf.

Wenn wir von Sexus reden, dann unterscheiden wir männlich und weiblich, eventuelle weder männliche noch weibliche Sexūs sind dann aber nicht ‚sächlich‘!

Sprachlich fallen maskulinum und männlich, femininum und weiblich nur bei Wörtern zusammen, die Lebewesen dem Sexus nach bezeichnen: der Mann, die Frau, der Bulle, die Kuh, der Hengst, die Stute, der Rüde, die Fähe, usw.

Bei den maskulinen Lebewesenbezeichnungen kann man oft ein Genusmorphem anfügen, das dann weibliche Lebewesen bezeichnet: Wölfin, Hündin. Viel seltener gibt es ein maskulines Genusmorphem, das dann bei femininen Grundbezeichnungen das männliche Exemplar bezeichnet und im Kontext das Grundwort zur Bezeichnung für das weibliche Exemplar macht: Katze und Kater, Ziege und (Ziegen-) Bock, Ente und Enterich, Gans und Gänserich (ersetzen die alten Wörter ‚Erpel‘ und ‚Ganter‘).

‚-chen‘ und ‚lein‘ machen zwar ein Wort zum Neutrum, die bezeichnete Person (Mädchen, Kerlchen, Männlein, Weiblein) aber nicht zur Sache; sie sind Diminutivmorpheme, die im Deutschen immer Neutren sind, auch bei den Grundwörtern Platz, Maus, Haus!

Es ist geradezu grotesk, wenn ausgerechnet Linguisten (hier meine ich die geschlechtsneutrale Berufsbezeichnung) einer Äquivokation zum Opfer fallen, z.B. Nübling 2018. In der Volksschulterminologie wird ‚Neutrum‘ mit ‚sächlich‘ wiedergegeben – was fragwürdig ist. Es heißt nur: weder maskulinum noch femininum - ‚ne-utrum‘ = keins von beiden! In der Alltagssprache ist ein ‚Neutrum‘ eine geschlechtslose Person. Die Übersetzung ‚sächlich‘ wird wörtlich genommen, sodass ein weiblicher Mensch ‚zur Sache gemacht wird‘ in Synonymen wie ‚das Weib‘ oder ‚das Mädchen‘! Natürlich ist es beleidigend, wenn eine Frau ‚das Mensch‘ genannt wird, aber nicht wegen des ‚das‘, sondern wegen der Semantik von ‚das Mensch‘ = Nutte! Und dass in manchen Dialekten Frauennamen auch ohne Diminutivmorphem mit dem Artikel ‚das‘ benutzt werden können, Männernamen aber nur, wenn ein Dimi-

nutivmorphem dranhängt, bedeutet, dass Frauen zur Sache gemacht werden? Man könnte ja auch auf die Idee kommen, dass in den fraglichen Dialekten Frauennamen grundsätzlich diminutiv konnotiert werden, und so den Artikel ‚das‘ erklären.

Das wäre dann sicher auch als frauenfeindlich zu interpretieren, wenn man will. Aber diese Deutung wäre dann weniger platt als ‚neutrum = sächlich‘! Überboten wird das noch in einem Bericht des wunderbaren Romanautors Eugen Ruge in seinem sehr klugen und nachdenklichen ZEIT-Artikel über das Gendern: „Neulich erklärte mir eine frischgebackene Literaturpreisträgerin, dass sie sich zum Gendern verpflichtet fühle, solange es Wörter wie dämlich gebe. Sie glaubte allen Ernstes, dämlich leite sich von Dame ab.“ Unbildung macht „gegen Argumente resistent“!

Im Kontext maskuliner und femininer Wörter (Hund und Hündin) bezeichnet das maskuline Wort das männliche Exemplar, nicht aber als abstrakte Speziesbezeichnung: Der Hund ist ein Vertreter der Caniden-Familie. Übrigens: ‚der Mensch‘ bezeichnet alle Exemplare von Homo sapiens, ein Femininum kann nicht gebildet werden; wie bei Fähe und Rüde unterscheiden wir zwischen Mann und Frau. Feminina können auch nicht gebildet werden von Fremdling, Flüchtling, Liebling, Winzling, Zwilling usw., genauso wenig wie Maskulina von ‚Führungskraft‘ und ‚Unternehmensspitze‘. Deswegen ist nicht jeder Flüchtling männlich und nicht jede Führungskraft weiblich. Auch ‚Person‘ ist ein Femininum, dennoch ist jeder Mann eine Person. So auch bei ‚Koryphäe‘, auch Karl kann eine Waise sein, Lisa mein Zwilling und Dörte ein Muffel! Auch Männer sind ‚Jungfrauen‘, wenn sie noch nie Sex hatten. Der Unterschied zwischen Genus und Sexus ist eigentlich klar.

Gerade die (leider wenigen) generischen Feminina zeigen den Unterschied zwischen (grammatischen) Genus und (biologischem) Sexus. Niemand nimmt Anstoß an Formulierungen wie ‚Thomas ist meine Hilfskraft, die sich um IT kümmert‘, ‚Herr Müller ist eine Führungskraft, die komplett versagt hat, er ist eine Niete in Nadelstreifen, als Manager eine Pleite, eine Nulpe, eine Pflaume und eine Pfeife.‘ Auch das Relativpronomen ist genuskongruent femininum. Oder wollen wir dann irgendwann auch hier gendern, nur spiegelverkehrt?

Meistens aber sind die generischen Ausdrücke Maskulina, weil es sehr viele Substantive gibt, die von tätigkeitsbezeichnenden Verben abgeleitet werden (laufen, schlafen, arbeiten). Das Morphem für solche Ableitungen ist -er, und das ist ein Maskulinum. Aber nicht alle generischen Maskulina sind solche auf -er: Souverän (s.u.), Vormund, Fan, Gast (wobei die drei letzten kein -in erhalten können.)

Solche Ableitungen sind häufig Personenbezeichnungen, aber nicht immer. Der ‚Läufer‘ kann auch ein Teppich sein, ein ‚Selbstläufer‘ ist keine Person, ebenso wenig ein ‚Wecker‘, ein ‚Seifenspender‘ oder ein ‚Büstenhalter‘.

Nun sind sehr viele Berufsbezeichnungen solche Verbableitungen auf -er, also Maskulinum: Schneider, Bauer, Arbeiter, Weber, Maurer usw. Da es sich um Menschen handelt, kann man im Deutschen durch Anfügen des Morphems -in ein Femininum bilden und damit das biologische Geschlecht bezeichnen. Im Kontrast wird dann die maskuline Form ebenfalls sexusbezeichnend: Arbeiterinnen und Arbeiter.

Die maskuline Form ist ursprünglich aber sexusneutral, wie heute immer noch in ‚Arbeiterklasse‘, ‚Arbeiterschaft‘, ‚Arbeitersamariterbund‘.

Im Übrigen kann man von dem Maskulinum ‚Roboter‘ kein Femininum bilden, weil Roboter nun mal keine Menschen sind, also auch keine Männer, wohl aber Maskulina.

Wenn nun Substantive, die Akteure bezeichnen, nun einmal Maskulinum sind, auch wenn die Akteure Institutionen oder Organisationen sind, weil -er eben maskulinum ist, dann kann man von ‚Arbeitgeber‘, ‚Gesetzgeber‘, ‚Souverän‘ u.ä. Wörtern nur dann ein Femininum bilden, wenn es sich um Personen handelt: eine Arbeitgeberin ist immer eine Frau. Deswegen ist die Universität auch keine Arbeitgeberin – selbst, wenn sie von einer Präsidentin geleitet wird! Wohl aber kann Frau Müller eine Arbeitgeberin sein, wenn sie in ihrem Nagelstudio Mitarbeiter beschäftigt, die nicht zwangsläufig wegen des -er Männer sein müssen.

Hier passiert den Genderbefürwortern ein schwerer Denkfehler. Durch die Verwendung der femininen Formen sollen ja Frauen sichtbarer werden, denn, so die Annahme, Maskulinum ist immer männlich. Verwende ich aber das Femininum ‚Arbeitgeberin‘, weil ‚Universität‘ femininum ist, so mach ich gerade keine Frau sichtbar, sondern praktiziere nur Genuskongruenz – und beschädige dabei das Morphem -in, das ja gerade dafür da ist, Sexus zu markieren, nicht Genus! Nicht nur ein Denkfehler, sondern geradezu Größenwahn ist es, wenn die Universität Leipzig für ihre Texte ein ‚generisches Femininum‘ dekretiert. Hier paart sich Arroganz mit Ignoranz: die deutsche Grammatik ist nicht dem Diktat der Gremien einer fortschrittlich sein wollenden Institution unterworfen.

Das gilt auch dann, wenn diese Institution dem Diktum feministischer Linguistinnen folgt, die schon lange das ‚generische Femininum‘ einführen wollen, dabei aber erstaunlicherweise die Struktur des Deutschen verkennen. Der frühere Innenminister Seehofer hat ausnahmsweise mal etwas Vernünftiges getan, als er verhindert hat, dass ein Gesetzesakt im generischen Femininum vom Bundeskabinett verabschiedet wurde. Zwar aus den falschen Gründen (er hatte gegen das generische Femininum verfassungsrechtliche Bedenken, keine grammatischen),

aber immerhin! Und Peter Eisenberg zeigt mal wieder sehr schön auf, worin der Denkfehler besteht: ohne die Zerstörung der Genusmorphologie (-in markiert IMMER Sexus) ist ein generisches Femininum auf -in nicht zu haben, auch nicht auf -*in!

Der Denkfehler (dazu rechne ich auch schiefe Vergleiche) ist kein Ende: „Das generische Maskulinum macht Frauen besser unsichtbar als jede Burka“ (Luise Pusch). Wie bitte? Gerade durch die Burka weiß ich zuverlässig: wer hier versteckt wird, ist eine Frau. Was ich nicht weiß: welche Frau!

Der dümmste Denkfehler ist es aber, die Denkfehler der Gegenseite zu wiederholen. Da haben in Deutschland Sprachwissenschaftler des 18. Und 19. Jahrhunderts, die man der romantischen Schule zurechnet, z.b. die Brüder Grimm, aber auch die französischen Rationalisten des 17. und 18. Jahrhunderts, mit Fleiß versucht, Genus und Sexus gleichzusetzen. Alle Maskulina sollten die Attribute der Männlichkeit repräsentieren, alle Feminina die natürlich inferioren Attribute der Weiblichkeit. Das geht natürlich nicht auf: wenn männlich sein heißt, stark zu sein, wieso ist ‚die Stärke‘ dann femininum? Der im späten 19. Jahrhundert einsetzende sprachwissenschaftliche Positivismus machte dieser Ideologie den Garaus. Die Sexualisierung des Genus war vom Tisch. Und dann kommt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die feministische Linguistik und predigt denselben Quatsch, nur nicht wie damals affirmativ, sondern (patriarchats-)kritisch! (vgl. den luziden Artikel von Köpcke, Zubin 2012)

Der alte Wustmann würde schmunzeln über die ‚Sprachdummheiten‘ des 21. Jahrhunderts: ein Denkfehler führt zum nächsten.

Es gibt kein generisches Maskulinum. Also sind alle Flüchtlinge Männer. Deswegen sagen alle, die des Deutschen nicht mächtig sind: Geflüchtete. Als ob nicht jeder ausgebrochene Sträfling zwar ein Geflüchteter wäre, aber doch kein Flüchtling!

Alle Säuglinge sind Knaben. Deswegen heißen Babys ab jetzt: Gestillte. Und ich darf zu meiner Frau nicht mehr Liebling sagen! Oder soll ich ‚Liebling‘ durch ‚Geliebte‘ ersetzen? Dann sind Lehrer, die Lieblingsschüler haben, nicht nur ungerecht, sondern schon semantisch pädophil. Nicht ganz so groß ist der Denkfehler bei den neutralen Formen, den Präsenspartizipien. ‚Teilnehmende‘ für ‚Teilnehmer‘, ‚Teilnehmerin‘ ist im Prinzip denkbar. Es gibt ja die Bildung ‚der/die Vorsitzende‘. Das Wort ‚Vorsitzer‘ ist seit den 60er Jahren außer Gebrauch gekommen, bzw. hatte sich nie richtig durchgesetzt. ‚Vorsitzender‘ ist daher eine Bildung, die notwendig war. Das Partizip Präsens verliert dabei seine Bedeutung: ‚jetzt gerade vorsitzend‘ (wie die englische -ing Form).

Die Bildung ‚Teilnehmende‘ statt ‚Teilnehmer‘ und ‚Teilnehmerin‘ ist aber überflüssig, solange das generische Maskulinum grammatisch ist; eine ideologisch motivierte Ersatzbildung.

Natürlich können Partizip-I-Bildungen anstelle von nomina agentis lexikalisiert werden –der Reisende, Sterbende, Liebende, Leidende etc.–, aber nur wenn ein nomen agentis auf –er nicht zu haben ist. Der ‚Studierende‘ ist wohl nicht erst seit Pusch lexikalisiert, sondern eher seit Goethe, der zwischen ‚Student‘ und ‚Studierender‘ sich offenbar nicht entscheiden kann. Dabei ist ‚studens‘ im Lateinischen genauso falsch wie der ‚Teilnehmende‘ im Deutschen, denn das korrekte lateinische Wort ist ‚studiosus‘. (vgl. auch Glück 2020). Im übrigen sind die meisten Partizip-I-Bildungen nicht annähernd synonym mit den entsprechenden nomina agentis: ‚Zuhörende‘ sind nicht dasselbe wie ‚Hörer‘, ‚Wählende‘ nicht dasselbe wie ‚Wähler‘.

Die Realität des generischen Maskulinums zu bestreiten, und mehr noch, es durch ein generisches Femininum ersetzen zu wollen, ist der größte aller Denkfehler der feministischen Linguistik: er übersieht die, zugegeben wenigen, generischen Feminina, die es im Deutschen gibt. Und wenn es die gibt, wieso gibt es dann keine generischen Maskulina?

Man muss als Linguist schon vergessen haben, dass es Homonyme gibt, um die Realität des generischen Maskulinums mit dem Argument zu bestreiten „dass maskuline Formen“ nicht „ihre eigenen Oberbegriffe“ sein können. Natürlich: „ein Wort kann nicht sein eigener Oberbegriff sein“ (Stefanowitsch, FAZ, 21.10.20) – ist es auch nie, weil Wörter immer nur Namen für Begriffe sind (Den Unterschied zwischen Konzept und Terminus muss er auch vergessen haben!). Und in der normalen Sprache gibt es nun einmal Homonymie. Nehmen wir eins der Beispiele von S.2, bei denen es nicht um Männer und Frauen geht: ‚Der Wolf‘= canis lupus, Speziesbezeichnung, generisches Maskulinum. ‚Der Wolf beschnupperte die Wölfin‘ - hier haben wir Sexusbezeichnungen. ‚Der Wolf‘(= Canis lupus) ist also sehr wohl der Oberbegriff zu ‚der Wolf‘ (= Wolfsrude). Die Replik von Harnisch auf den Stefanowitsch-Artikel eine Woche später zeigt, dass Stefanowitsch auch noch einige andere grundlegende linguistische Kategorien vergessen hat! Vor allem, dass Generizität nicht nur beim generischen Maskulinum vorkommt, sondern ein weitverbreitetes grammatisches Prinzip ist.

Stefanowitsch ist ein Meister von Pseudobeweisführungen:

„Wenn ich über eine Lehrkraft reden möchte, habe ich die Auswahl zwischen zwei Formen: ‚Lehrer‘ und ‚Lehrerin‘. Die Auswahl der ersten Form bedeutet, daß die Person männlich ist, die Auswahl der zweiten, daß sie weiblich ist“ (2017, S. 125).

Das stimmt für den Fall, dass ich über konkrete Lehrkräfte rede, die natürlich entweder weiblich oder männlich sind. Es stimmt nicht, wenn ich über Lehrkräfte im Allgemeinen rede, in Kontexten in denen Sexus keine Rolle spielt: Schulordnung, Didaktik, Versicherungsfragen, Verbeamtung etc. In solchen Kontexten habe ich keine Wahl: die feminine Form referiert nur auf Frauen, nur das Maskulinum ist generisch. Deswegen stimmt es zwar, „die Bedeutung

„männlich“ steckt nicht im Suffix -er [endlich gibt es ein Genderverfechter einmal zu!], sondern in der Tatsache, dass die Form ‚Lehrer‘ ausgewählt wurde, wo auch ‚Lehrerin‘ zur Verfügung stand“ (125), was wiederum nicht stimmt, wenn von Lehrpersonen unabhängig vom Sexus die Rede ist – die *petitio principii* ist einfach genial! Und sie steckt auch in seinem Synekdoche-Argument: Nur wenn man voraussetzt, dass ‚Lehrer‘ immer ‚männliche Lehrkraft‘ bedeutet, wird das generische Maskulinum eine Synekdoche! Und selbst wenn es stimmen sollte, dass die „generische Interpretation von Maskulina“ länger dauert als „die wörtliche“ – woher will man wissen, dass die „Versuchspersonen eben zunächst an Männer denken“ (s.124), und von welchen Untersuchungen redet er?

Stefanowitsch ist im Übrigen in dem sehr schönen Sammelband von Meinunger und Baumann der Einzige, der dezidiert pro Gendern argumentiert, außer Pusch natürlich, die gegenüber Gauger wortreich wiederholt, was sie 1984 schon gegenüber Kalverkämper geschrieben hatte. Die übrigen Artikel sind zumindest differenziert abwägend, bzw. beziehen sehr fundiert Position gegen einseitiges und übertriebenes Gendern, insbesondere wird von mehreren Autoren (es ist eben egal, ob es Männer oder Frauen sind!) die sprachsystematische Realität des generischen Maskulinums bekräftigt.

Die Tatsache, dass man bei ‚Führungskraft,‘ ‚Unternehmensspitze,‘ ‚Verwaltungsspitze,‘ ‚Koryphäe‘ erstmal an Männer denkt, illustriert doch gerade, dass nicht das grammatische Genus entscheidet, sondern die Kultur, welches Sexus die Sprachteilhaber konnotieren. Fällt es noch unter ‚Denkfehler‘ oder ist es schon albern, wenn ‚jemand‘ und ‚wer‘, weil sie Genus Maskulinum sind, als ‚männlich‘ verteufelt werden. Wer (!) hätte heute noch etwas gegen Formulierungen wie „Sie ist jemand, die ...“? Und wer ‚man‘ durch ‚frau‘ ergänzen will, vergisst, dass ‚Frau‘ ein Derivat von ‚Fro‘ ist, ‚Lehnherr‘, also ‚Herrin‘ bedeutet. Die Sprache ist eben nicht so einfach, wie es sich manche Reguliererinnen wünschen. Und wenn nach 40 Jahren feministischer Agitation manche Frauen bei einem sexusneutralen generischen Maskulinum wie in ‚Wählerschaft‘ sich nicht mitgemeint fühlen, dann kann die Lösung nicht darin bestehen, das generische Maskulinum abzuholen.

In Wirklichkeit ist ein generisches Maskulinum wirksamer als jede Burka: es versteckt auch Männer! Genau genommen versteckt es weder Männer noch Frauen, es versteckt Sexus.

Gerade Formulierungen wie ‚Auch die Gewerkschaft ist ein Arbeitgeber‘ zeigen, dass das -er- Morphem zwar ein Maskulinum markiert, aber keinen männlichen Sexus. Dafür gibt es unendlich viele Beispiele:

Was für einen Sexus der ProzeSSIONSSpinner hat, ist völlig irrelevant. Der Brüller, Feger, Lacher, Knaller, Bringer, Kracher – es können Männer sein, müssen aber nicht, meist sind nicht

einmal Personen gemeint. Auch der ‚Absacker‘ ist kein Mann, und gendern kann man alle diese Wörter nicht, nicht einmal den ‚Kitzler‘. Eine Formulierung wie ‚Sie ist ein flotter Käfer‘ wird zwar sicher als sexistisch kritisiert werden. Aber gendern kann man den Käfer schon nicht, wenn ein Insekt gemeint ist. In der übertragenen Bedeutung bezieht er sich nur auf Frauen. Er ist nämlich nicht männlich, sondern nur maskulinum!

Für beide Geschlechter gebraucht man Wörter wie Tölpel, Trottel und Schussel, von denen nur die ein femininum bilden, die auch ‚Gästin‘ sagen, oder eben kein femininum bilden, weil diese Wörter ohnehin nur auf Männer zutreffen.

Wichtig sind auch Kombinationstests:

der weibliche Sänger – grammatisch

die männliche Sängerin – ungrammatisch

Wie generisch das Maskulinum sein kann, sieht man an dem völlig korrekten Satz: Die Hälfte der Sänger waren Sängerinnen.

Das belegt, dass zwar auch Generika ein Genus haben müssen (kein Substantiv hat kein Genus; bei Substantiven, die nur im Plural vorkommen, wissen wir das Genus oft nicht, z.B. bei ‚Leute‘ –etymologisch lässt sich aber ein Singular rekonstruieren, der im Althochdeutschen neutrum war.), dass aber Sexus nur dann eindeutig markiert ist, wenn die Silbe -in dranhängt. Deswegen gibt es sehr wohl Schneider und Schneiderinnen, aber keine Schneiderineien, Bäckerineien usw. und kein Schneiderinnenhandwerk.

Und wie generisch das Maskulinum noch ist, sieht man an der, natürlich unzeitgemäßen, Schlagzeile der Welt vom 26.08.2020, „Kopftuchverbot für Lehrer“

(<https://www.welt.de/regionales/berlin/article214350196/Bundesarbeitsgericht-urteilt-ueber-Kopftuchverbot-fuer-Lehrer.html>). Wenn der Schreiber (vermutlich war es ein Mann!) an die Genderdiskussion gedacht hätte, hätte er natürlich ‚Lehrerinnen‘ geschrieben. Seit wann tragen (muslimische) Männer Kopftücher? Kefiya ja, aber Kopftücher?

Aber hier hat sich die Grammatik ausnahmsweise mal durchgesetzt: es geht um den Lehrerberuf, Sexus spielt keine Rolle, also generisches Maskulinum!

Elsen 2020 hat noch einmal die Untersuchungen referiert, die nachweisen sollen, dass Sprachteilhaber beim generischen Maskulinum überwiegend ‚Sexus männlich‘ assoziieren. Ihre Interpretation dieser Studien ist allerdings viel vorsichtiger als in anderen Referaten (z.B. Nübling; Nübling, Kotthoff).

Der Zusammenhang von Genus Maskulinum und Sexus männlich ist viel weniger eindeutig als angenommen. Die Untersuchungen zeigen eigentlich: nicht die Grammatik bestimmt die Sexus-Zuordnung, sondern die Kultur (das generische Maskulinum bestätigt nur ein Vorurteil,

das ohnehin schon da ist!). Diese Kulturgeprägtheit sieht im Spiegel-Interview vom 6.3.21 sogar Lobin.

Ein hübsches Beispiel für ein Maskulinum, das Menschen bezeichnet, aber gerade nicht ihren Sexus, wie übrigens auch ‚der Mensch‘, ist ‚der Nachwuchs‘ – da muß ich schon ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ davorsetzen. Aber wer meint, ‚Menschin‘ bilden zu müssen, wird sicher auch von ‚Nachwüchsin‘ reden!

Kubelik und Payr haben die methodologischen Schwächen der von Genderbefürwortern immer genannten Studien gezeigt: keine davon kann signifikante Aussagen für die Gesamtpopulation machen, allenfalls deskriptive (für die untersuchten Personen) – von der das (feministisch erwünschte) Ergebnis vorwegnehmenden Fragestellung mancher Studien mal ganz abgesehen. Diese Untersuchungen sind im wesentlichen Tests, die so gebaut sind, dass die Testpersonen zwangsläufig Sexus konnotieren müssen. Es ist klar, welche Antworten ich kriege, wenn ich frage, ob jemand ‚weiblich‘ oder ‚männlich‘ assoziiert, wenn ein Maskulinum vorkommt.

Was nicht klar ist – funktioniert Hörverstehen wirklich so, wie in den Studien stillschweigend angenommen wird? Haben wir immer kulturspezifische Assoziationen, wenn wir ein Wort apperzipieren? Müssen wir beim Hörverstehen eines Satzes wie „50 Millionen Bürger an der Wahlurne“ immer entweder ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ mitdenken, wenn das Wort „Bürger“ fällt, oder ist es vielleicht so ähnlich wie bei „Leute“? Niemand hat DAS je untersucht!

Außerdem entspricht der Bau dieser Tests nicht der korrekten Verwendungsweise des generischen Maskulinums. Die Beispiele, in denen es nicht um Menschen geht, zeigen unwiderleglich, dass es generische Maskulina gibt, ebenso wie generische Feminina – eigentlich ist das trivial bei Wörtern, die Gattungsbegriffe bezeichnen. Der Streit geht eigentlich nur darum, ob Substantive, die Menschen bezeichnen, wenn sie den Artikel ‚der‘ führen, in erster Linie männliche Personen bezeichnen oder wirklich generisch sind. Niemand, auch nicht Radikal-Gender-Befürworter, würden die Generizität von ‚Wolf‘ bestreiten, aber bei ‚Mensch‘ bin ich nicht so sicher. Ich habe auch schon von sehr ernst gemeinten ‚Gästinnen‘ reden hören, noch nie von ‚Laiinnen‘ (außer bei Pusch vor fast 40 Jahren) oder –in Analogie– von ‚Personern‘ und ‚Koryphäern‘. (Aber das wird schon noch kommen!) Es werden dann immer die von Payr und Kubelik kritisch hinterfragten Studien als Beleg genannt, dass es für Menschen ein generisches Maskulinum gar nicht gebe, die Sprache sei patriarchal geprägt, wenn ein Substantiv, das Personen bezeichnet, genus masculinum ist, dann sei damit immer erst ein Mann gemeint, dem die Frau dann ‚subsumiert‘ sei.

Wie genau werden generische Maskulina verwendet, was sind die Kontexte, in denen sie eindeutig generisch sind? „Das generische Maskulinum wird verwendet, um allgemeine Aussagen zu treffen, bei denen das Geschlecht irrelevant ist.“ (Payr, S.29). Wenn ich aber frage, wer jemandes Lieblingsschauspieler ist, dann habe ich nach einer konkreten Person gefragt, und die hat immer ein sexus, ich habe also dieses Maskulinum gerade nicht generisch verwendet. Genauso, wenn ich eine Geschichte von einigen Sozialarbeitern erzähle, die durch den Bahnhof gehen. Auch dann habe ich das Maskulinum nicht generisch verwendet. Tests, die so aufgebaut sind, sagen über das generische Maskulinum gar nichts. Man muss Tests bauen, die tatsächlich generische Maskulina verwenden, also Sätze wie:

„Ärzte sollten sich mehr Zeit für ihre Patienten nehmen.

Fußgänger sollen den Bürgersteig benutzen.

Musiker fangen schon in frühester Jugend mit dem Musizieren an.

Bäcker müssen mitten in der Nacht aufstehen.

Polizisten sehen sich zunehmend Anfeindungen ausgesetzt.

Sportler bereiten sich auch mental auf Wettkämpfe vor.

Die Zuschauer waren begeistert von der Aufführung“ (Payr, S.29f.).

Bis jetzt ist noch niemand auf die Idee gekommen, ‚Für Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage oder fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker‘ zu gendern!

In den Tests müssen diese Sätze dann in Kontexte gestellt werden, die klar machen, dass Aussagen gemacht werden, die mit dem Sexus von Personen überhaupt nichts zu tun haben. Und solche Tests müssen dann natürlich repräsentativen Personengruppen vorgelegt werden. Dass die feministische Linguistik einen sehr eigenwilligen Empiriebegriff hat, zeigt auch Müller-Spitzer, die hocheifrig Studien referiert, in denen Korrelationen zwischen weiblicher Erwerbstätigkeit und Genusssystem der Mehrheitssprachen in verschiedenen Ländern hergestellt werden (falls die angegebenen Zahlen und die Aussagen über die Sprachen überhaupt stimmen). Die Korrelation geht ungefähr so: wenn kein Genusssystem, dann hohe Erwerbstätigkeit von Frauen. Dazu gibt es dann theoretische Erklärungen, die nur mühsam verschleiern, dass hier Korrelation in Kausalität umgebogen wird. Hat Frau Müller-Spitzer eigentlich vergessen, dass vor 1990 in der DDR die Erwerbstätigkeit von Frauen bei über 90% lag, in der BRD bei ca. 50%. Die Sprache beider Länder war Deutsch (oder doch nicht?) – eine Sprache mit einem sehr ausgeprägten Genusssystem! Keine Korrelation, und schon gar keine Kausalität!

Wenn sich die Doppelformulierungen maskulin + feminin weiter verbreiten auch in Kontexten, die eindeutig generisch sind (‚Der Hass auf Juden und Jüdinnen‘, ‚Zuschauer und Zu-

schauerinnen lehnten die Darbietung ab‘ usw., usw.), dann kann es passieren, dass in der Tat das generische Maskulinum als grammatische Kategorie beschädigt wird. Wenn die Doppel­formen am Ende das generische Maskulinum zerstören, dann hätten wir etwas, was man zu recht nennen könnte: ‚a self fulfilling idiocy‘!

Kermani, in seinem sprachtheoretisch stimmigen ZEIT-Artikel, dessen spirituell-theologische Passagen man getrost überspringen kann, ist der Meinung, daß das generische Maskulinum bei jüngeren Sprachteilhabern schon fast verschwunden sei. Zwar ist die Gefahr real, daß irgendwann „die männliche grammatische Form die geschlechtliche Identität gerade nicht mehr überginge, sondern im Gegenteil überbetonte“, und dann „das generische Maskulinum endgültig tot“ wäre (S.47). Aber es dürfte schon mühsam werden, alle Bürgersteige, Meister-, Könner- und Kennerschaften, Helfersyndrome und Verbrechersyndikate endgültig wegzugendern.

Die Komposita sind unsere letzte Hoffnung, auch wenn die Menschen selbst nur in Doppel­formen auftreten!

Wie real das generische Maskulinum, zumindest bei Tieren, ist, zeigen sogar genderistische Spitzenleistungen wie „Braunbären sind zu 75% Veganer:innen“ (ZEIT, vom 16.9.21, S.21). Konsequenter gendert hätte das nämlich heißen müssen: Braunbär:innen sind zu 75% Veganer:innen! Und wenn in der durchgenderten StVO von 2013 plötzlich im Singular ‚der zu Fuß Gehende‘ steht, da kommt das generische Maskulinum durch die Hintertür wieder rein. Glück 2020 merkt zu recht an, dass es genau genommen nie draussen war!

Genauso wenig wie man Genus und Sexus verwechseln darf, darf man auch kulturelle Stereotype mit dem Genus verwechseln. Es mag ja sein, dass in unserer Kultur Spione, Terroristen, Physiker meistens Männer sind, und dass Sprachteilhaber bei diesen Wörtern erstmal an Männer denken; das liegt aber nicht am grammatischen Genus. Der Zwang, von ‚Spionen und Spioninnen‘ zu reden, ändert daran gar nichts. Erst wenn wir einmal genauso viele Spioninnen wie Spione haben, wird sich das ändern. Die Tatsache, dass 90% aller Erzieher Frauen sind, führt ja auch dazu, dass bei solchen Berufsbezeichnungen die Konnotationen schon nicht mehr so eindeutig männlich sind. Hinzu kommt, dass Tests mit isolierten Sätzen wenig aussagekräftig sind, weil in der Kommunikationsrealität Sätze nun mal nie isoliert vorkommen, und konstruierte ‚Arzt‘-Geschichten wie in der Genderrichtlinie der Universität des Saarlandes gar nichts beweisen, vor allem wenn dort das Maskulinum gar nicht regelhaft generisch benutzt wird (s.o.)!

Dass wir bis vor wenigen Jahrzehnten bei Wörtern wie ‚Polizist‘, ‚Maurer‘, ‚Bürgermeister‘, ‚Schreiner‘, ‚Krieger‘, etc. an Männer dachten, liegt daran, dass diese Berufe zu fast 100%

von Männern ausgeübt wurden, nicht an der Endung -er! (Nicht dass ‚Krieger‘ heutzutage noch ein Beruf wäre!)

Wenn heute keine Frau mehr, die den Arztberuf (!) ausübt, sich mit ‚Ich bin Arzt‘ vorstellt, liegt das auch an 40 Jahren feministischer Linguistik – und das ist auch in Ordnung. Eine Frau ist eben eine ‚Sprechwissenschaftlerin‘, wenn sie von sich oder man von ihr redet, aber die DGSS bleibt eine ‚Sprechwissenschaftlervereinigung‘ – niemand denkt dabei, dass es nur Männer wären.

Wenn jemand heute immer noch bei ‚der Arzt‘ erstmal an einen Mann denkt, dann nicht deswegen, weil das grammatische Maskulinum immer eine biologische Männlichkeit bedeutet, sondern weil es bis ins 20. Jhd. keine Ärztinnen gab. Heute würde niemand mehr eine Ärztin als ‚Arzt‘ bezeichnen. Wir reden von ‚Tätern‘, solange wir nicht wissen, wer’s war, und nicht von ‚Tätern oder Täterinnen‘. Nur nach dem Urteil wissen wir, ob es vielleicht eine ‚Täterin‘ war – erst dann bekommt ‚Täter‘ eine Sexus-Bedeutung.

Die enge Kopplung von Genus und Sexus ist klar. Nur wirkt sie nicht in beide Richtungen gleich: ich kann ohne Genus kein Sexus markieren. Aber nicht jedes Genus markiert ein Sexus, auch nicht bei Personen. Bloß weil ‚die‘ oder ‚der‘ bei Substantivierungen von ‚krank‘ oder ‚angestellt‘ immer Sexus markieren (klar, wir reden von Personen und die haben immer einen), heißt das doch nicht, dass alles, was den Artikel ‚die‘ im Singular hat, immer eine Frau ist!

Dass Formulierungen wie ‚Der Schneider ist schwanger‘ ungrammatisch sind, liegt nicht daran, dass ‚der‘ und die Form auf -er immer ‚männlich‘ markieren, sondern daran, dass ‚schwanger‘ nur auf Frauen angewendet werden kann (wenn es wörtlich gemeint ist); wir haben hier also eine semantische Sexusmarkierung und die verlangt dann die morphologische Kongruenz.

Im Übrigen ist -er nicht gleich -er: nicht alle -er sind Morpheme für Nomina agentis (Vater, Vetter, Bruder, Witwer), nicht alle -er sind maskulinum (Mutter, Schwester, Geschwister), in ‚das Geschwister‘ ist -er sogar Genus Neutrum. Dass -er ganz unterschiedliche Morphemfunktionen (bei vermutlich unterschiedlicher Etymologie) haben kann, zeigt das Pluralmorphem -er.

Köpcke, Panther 2016 zeigen sehr klar, dass die Bildungen auf -er zwar überwiegend masculina sind, bei nomina agentis durchgehend, daß –er aber nicht per se sexusmarkierend ist. Das belegen auch die zahlreichen Beispiele für feminina auf –er, über die oben erwähnten ‚Mutter‘ und ‚Schwester‘ hinaus. Die Studie belegt sehr schön, daß das femininum auf –in zur Sexusmarkierung benutzt werden MUSS, aber nicht jedes femininum automatisch sexus mar-

kiert, daß das masculinum sexus markieren KANN, aber nicht in jedem Falle muß. Das masculinum bei den nomina agentis ist also generisch.

Niemand bestreitet, dass das Patriarchat sich auch in die Sprache eingeschrieben hat, aber eben nicht ins Genussystem, jedenfalls nicht so vordergründig, wie die feministische Linguistik es darstellt.

Auch alle anderen mir bekannten Arbeiten von Köpcke, ob allein oder als Ko-autor, liefern der feministischen Linguistik keine Argumente, obwohl die eine oder andere Protagonistin ihn mitunter als Gewährsmann nennt.

Henning Lobin und Carolin Müller-Spitzer (warum nicht ‚Müllerin-Spitzerin‘, wenn wir schon mal gendern?) fragen, warum „nicht auch ein Mann, der heiratet als Braut bezeichnet wird“ – statt als Bräutigam – und „warum nicht Witwe“ auch für Männer stehen kann, deren Frauen verstorben sind? Ganz einfach: ‚Braut‘ und ‚Witwe‘ sind nicht generisch, sie sind Feminina, die eindeutig Sexus markieren. Der angehängte -gam ist eine indoeuropäische Wurzel, die mit ‚Mann‘ übersetzt werden kann, ‚der Mann zur Braut‘, das Suffix -er bei ‚Witwer‘ ist dasselbe wie bei ‚ganter‘, nicht identisch mit dem Plural –er und nicht mit dem Suffix -er, das nomina agentis aus Verben ableitet, also ‚Lehrer‘ aus ‚lehren‘ : Die nomina agentis sind zwar maskulinum, aber sexusneutral. Das ist der Grund, warum es ‚die Lehrer‘ heißt, wenn von 9 Lehrerinnen und 1 Lehrer die Rede ist, und es auf Sexus nicht ankommt!

Wenn von der Funktion in Absehung vom Sexus die Rede ist, geht man zurück auf die Grundform: Lehrer. Sie abstrahiert vom Sexus. Beim generischen Maskulinum sind Frauen nicht ‚mitgemeint‘, ‚gemeint‘ sind weder Männer noch Frauen, sondern nur Leute, Personen unabhängig vom Sexus, das nämlich hier keine Rolle spielt, weil andere Eigenschaften wichtig sind, ‚Wohltäter‘, oder Funktionen, ‚Wähler‘.

Im Übrigen: eine Grammatik ist in den Texten und Reden der Linguisten (und ‚Volks-Linguisten‘) zwar ein „Deutungskonstrukt für den Sprachgebrauch“. Aber das ist sekundär. Zunächst einmal ist eine Grammatik das Musterreservoir in den Köpfen der Menschen, das sie zum Produzieren verständlicher schriftlicher und mündlicher Äußerungen benutzen. Und das lässt sich nicht voluntaristisch-dezisionistisch ändern! Zum Glück!

Das generische Maskulinum ist nicht ‚mehrdeutig‘, wie verschiedentlich behauptet wird, wenn es dann verwendet wird, wenn es um den Sexus-Unterschied nicht geht: in einer Zeitung in Deutschland im Jahre 2021 kann es keine Ungewissheit geben, dass alle Wahlberechtigten gemeint sind, wenn es heißt, dass „57 Mio. Bürger“ zur Wahl aufgerufen sind.

Derselbe Satz in einer Zeitung aus dem Jahr 1913 meint natürlich nur Männer, aber nicht wegen des Maskulinums, sondern wegen des Wahlrechts. Nach den Äußerungen von Peter Ei-

senberg und Hellmut Glück – Linguisten, die wirklich etwas von der Sache verstehen – und dem differenzierten Buch von Kubelik sollte klar sein, dass das generische Maskulinum nicht wegdiskutiert werden kann und auch nicht per se sexistisch ist. Dagegen ist Heringers zwar inhaltlich vollkommen richtiger ‚ironischer Sprachtrainer‘ unter Umständen kontraproduktiv, weil seine Ironie mitunter so verkrampft ist, dass Leser seinen Standpunkt auch für Krampf halten könnten. Ähnlich krampfhaft wirkt Wolfstädters ‚Krieg der Gendersterne‘, der den Büchern von Payr und Kubelik nicht nur keinen Erkenntnisgewinn hinzufügt, sondern dahinter zurückfällt, weil er alle –er- Suffixe für identisch hält (siehe oben S.11), nicht sieht, dass auch Morpheme homonym sein können. Bei Wolfstädter kommt der Krampf nicht von mißlungener Ironie, sondern von mißlungener Sprachphilosophie. Geradezu obsessiv mutet die Verwendung von ‚Vulva‘, ‚Penis‘, ‚Uterus‘ (auch in adjektivischer Form) auf jeder zweiten Seite an, wo ein Ausdruck wie ‚biologisches Geschlecht‘ gereicht hätte.

Es ist nicht sexistisch, wenn ich in Texten und Situationen, in denen von Personen die Rede ist und Sexus völlig irrelevant ist, Formen verwende, in denen Sexus unbezeichnet bleibt. Dazu dient nun einmal das generische Maskulinum.

Natürlich gibt es Wörter und Wortverwendungen, bei denen Frauen unsichtbar bleiben. Dazu gehören auch solche, die im generischen Maskulinum stehen. Für die Unsichtbarkeit von Frauen bei solchen Wörtern und Wortverwendungen ist aber nicht die Morphologie verantwortlich, sondern die Semantik und die ist kulturbezogen.

Nehmen wir als Beispiel das englische Wort ‚soldier‘. Im Englischen gibt es bei Artikelwörtern, Substantiven, Adjektiven etc. keine Genera, mithin keine morphologische Sexusmarkierung. Sie erfolgt auf anderen Wegen (he-wolf, she-bear, hinzusetzen von male und female etc.). Das Wort ‚soldier‘ ist morphologisch sexusneutral, semantisch aber war es im 1. Weltkrieg überhaupt nicht sexusneutral, sondern eindeutig männlich, weil es keine Soldatinnen gab!

Die ersten Soldatinnen tauchten, glaube ich, vereinzelt im 2. Weltkrieg auf. Ob heutzutage schon ‚soldier‘ auch semantisch sexusneutral ist, kann ich nicht beurteilen. (In Israel wäre es das auf jeden Fall.) Man redet im Englischen nur von ‚soldier‘, wenn das Geschlecht der Person in Kontext und Situation irrelevant ist: ‚every soldier must obey‘, und setzt ein Adjektiv dazu, wenn es um den Sexus-Aspekt geht: ‚these restrooms are for female soldiers.‘

Im Deutschen ist ‚Soldat‘ wohl noch lange nicht sexusneutral, was aber nicht am masculinen Artikel liegt. Auch bei ‚die Wache‘ denken wir trotz des femininums an Männer. Deswegen kann man hier nur mit Doppelformen die Soldatinnen und Wächterinnen sichtbar machen. Dennoch gibt es keinen vernünftigen Grund, von ‚Soldatinnen- und Soldatenvertretung‘ zu

reden. Gerade in den Komposita wird die sexusneutrale Rolle des generischen Maskulinums deutlich. Es ist völlig überflüssig, von ‚Studierendenwerk‘ und ‚Lehrendenzimmer‘ zu reden! Wenn es auf Sexus nicht ankommt, braucht man keine neue neutrale oder Doppel-Form.

Eine nicht-grammatische, sondern sozialpragmatische, also rhetorische Regel ist also: Immer dann, wenn Sexus thematisch relevant ist, benutzen wir sexusmarkierende Formen. Auch dann, wenn wir von konkreten Personen reden (und zur Person gehört die Sexusidentität dazu) und wir kennen diese Identität, benutzen wir sexusmarkierende Formen: Brigitte ist eine Einwohnerin Mannheims. Die Stadt hat 300.000 Einwohner. Brigitte ist Ärztin und Präsidentin der Bundesärztekammer.

Für Alicia Joes Gendervorschlag ist es leider zu spät. In ihrem youtube-video verweist sie auf die DDR, wo 90% aller Frauen arbeiteten, und alle Berufsbezeichnungen im generischen Maskulinum geschlechtsneutral ohne –in-Morphem benutzt wurden. Ihr Vorschlag, das –in-Morphem überhaupt nicht mehr zu benutzen, ist allerdings übertrieben. Denselben Weg beschreitet im übrigen auch heute die anglophone Welt: es gibt keine ‚prime ministress‘ – aber wir mussten eine Bundeskanzlerin haben! (vgl. Pollatschek, 2022) Aber nach 40 Jahren feministischer Linguistik ist ein DDR-Sprachgebrauch, der ein radikales generisches Maskulinum auch bei Berufsbezeichnungen für Frauen vorsieht, nicht mehr denkbar. Zwar wäre Alicia Joes Vorschlag viel einfacher und eleganter als das Chaos verschiedenster Genderformate in den Verwaltungen und gendergerecht sein wollenden Texten (schöne Beispiele dafür finden sich im Video). Aber mittlerweile gibt es zuviele Einzelhandelskauffrauen und Diplombetriebswirtinnen.

Eigentlich schade: von der DDR lernen, hätte heißen können, schlank gendern lernen!

Das Morphem -in ist anders als das ambige Morphem -er, so wie der Artikel ‚die‘ (im Singular) und das Pronomen ‚sie‘ (im Singular) eindeutig sexusmarkiert. Das ist auch der Grund, warum frühere Vorschläge für ein generisches Femininum auf -in keine Chance hatten: ob geschrieben oder gesprochen, es war und blieb eine Sexusmarkierung. Der Versuch, im gleichen Text maskuline und feminine Formen abwechseln zu lassen, führte in der Regel zu völliger inhaltlicher Verwirrung. Mit dem Suffix –in kann ich keine Männer ‚mitmeinen‘, weil es eben Sexus markiert, so wie –chen und –lein Diminutive markieren. Mit ‚Dörfchen‘ kann ich keine Großstadt meinen, außer in ironischen Kontrasten: Im Vergleich zu Beijing ist Berlin ein Dörfchen!

Es blieb also nur der mit Sternchen, Unterstrich, Schrägstrich oder großem I markierte Ersatz für die Doppelschreibung.

Seit einiger Zeit versuchen Genderbefürworter, diese Schreibungen auch hörbar zu machen, indem sie vor dem Suffix -in einen glottal-stop sprechen. Als Begründung wird angegeben, vokalische Neueinsätze seien im Deutschen im Wortinneren durchaus üblich. Das stimmt, gilt aber nur für Komposita, wenn das zweite oder dritte Wort vokalisches anlautet, und nach Präfixen, wenn die folgende Silbe vokalisches anlautet: ['vɔrtʔa:ɔt] [anʔ'ekɪ]. Niemals vor Suffixen! (In ‚durchaʊs‘ ist ‚aus‘ kein Suffix, sondern ein Wort! Ein Kompositum ist auch das gern zitierte Beispiel ‚Spiegel-Ei‘.) Der Hinweis auf das Wort ‚Theater‘ ist problematisch. Das Deutsche Aussprachewörterbuch lässt neben der Assimilation den glottal-stop bei ‚Theater‘ und bei ‚Theaterstück‘ zu, nicht aber bei ‚Theatrum Mundi‘, ‚theatralisch‘, ‚theatralisieren‘ – was zumindest inkonsequent ist. Bei ‚Theorie‘ und davon abgeleiteten Wörtern gibt’s den glottal-stop gar nicht. Dabei steckt in ‚Theorie‘ dasselbe griechische Verb für ‚sehen‘ wie in ‚Theater‘. Und ob im Altgriechischen in diesen Wörtern wirklich ein glottal-stop gesprochen wurde, wissen wir nicht. Im Neugriechischen jedenfalls nicht. Das deutsche Aussprachewörterbuch (2009) gibt auch Wörtern wie ‚Heroin‘ (Akzent auf o), ‚Heroine‘ (Akzent auf i) und ‚Heroin‘ (Akzent auf i) keinen glottal stop vor -in.

Zu beobachten (ein Wort mit 2 glottal-stops, nach jedem der Präfixe einer!) ist jedenfalls, dass auch Leute, die sich mit dem glottal-stop vor -in viel Mühe geben, ihn bei höherer Artikulationsgeschwindigkeit weglassen. Dann hören wir ein einfaches sexusmarkierendes Femininum, und diejenigen, die nicht zur bekennenden Genderanhängerschaft gehören, hören auch mit glottal-stop nur ein (merkwürdig klingendes) Femininum, das sexus markiert.

Wie stark die Regel ‚Suffix -in bzw. -innen = sexus weiblich‘ ist, merkt man an amüsanten Fehlleistungen, wenn z.B. im Deutschlandfunk eine emsig gendernde Journalistin in einem Beitrag von ‚Mitarbeiter*innen und Mitarbeitern‘ spricht. Sie realisiert das Sternchen durch glottal stop – das soll ja ein generisches Femininum sein, das auch alle anderen biologischen Geschlechter einschließt. Hinterher kommt aber ein sexusmarkierendes Maskulinum, weil offenbar die Sprecherin selber ihr generisch sein sollendes Femininum wegen des in-Morphems als weiblich sexusmarkierend empfunden hat.

Eisenberg (08.01.2021) scheint übrigens nicht genau zu wissen, was ein ‚Glottisschlag‘ (glottal stop) ist. ‚ʔ‘ bedeutet einen vokalisches Neueinsatz. Den sprechen wir bei ‚beʔachten‘, aber nicht in ‚naiv‘, ‚Poet‘, ‚ideal‘ etc. Hier haben wir eine vokalisches Bindung, keinen Neueinsatz: [na'i:f], [ide'a:l] etc. Man möge im Deutschen Aussprachewörterbuch nachschlagen.

Manche, die den Glottal stop vor -in sprechen, verändern dadurch den Wortakzent: plötzlich ist die -in oder -innen-Endung betont, als ob ein Gegensatz gemeint sei. Diese (falschen) Kon-

trastakzente irritieren den (nicht feministisch gepolten) Hörer und auch die (nicht feministisch gepolte) Hörerin (jetzt ist der Akzent auf der Silbe -in sinnrichtig!)

Selbst wenn die Hallenser das -in mit glottal-stop in die nächste Auflage des Aussprachewörterbuchs reinschrieben – es wird damit so gehen wie mit der Standardaussprache von -ig, -igt, -igst, [ç], die seit 1898 in den Aussprachewörterbüchern steht: zumindest der Süden des deutschen Sprachraums, besonders der alemannische (schwäbisch, badisch, elsässisch, schwyzer Dütsch) wird ihn nicht realisieren, und zwar weniger wegen des Systembruchs (Neueinsatz nie vor Suffixen), sondern weil dieser Dialektraum den vokalischen Neueinsatz im Wortinnen nicht kennt, ja nicht einmal an Wortgrenzen! Gerade bei Substantiven auf -ig entsteht übrigens ein interessantes Normierungsproblem: Wie ist ‚König*in‘ auszusprechen: [ˈkø:nɪ çʔm], [ˈkø:nɪkʔm], oder gar [ˈkø:nɪçʔm]?

Was die Sichtbarmachung des ‚dritten Geschlechts‘, etwa durch das Sternchen, angeht, so verweise ich auf den Artikel von Martin Spiewack in der ZEIT vom 9. Mai 2019. Der Autor war einer von denen, die die Debatte in Gang setzten, die zur Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vom 10.10.2017 führten; „Menschen, die sich dauerhaft weder als Mann noch als Frau definieren, haben das Recht, sich dies amtlich beglaubigen zu lassen“ (Zitat Spiewack). Spiewack ist nicht verdächtig, ein Diskriminierungsverfechter zu sein!

Er hat 2019 nachrecherchiert und festgestellt, dass die Zahl der von ‚Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung‘ betroffenen Personen (engl. DSD-Persons) viel geringer ist als vom Bundesverfassungsgericht angenommen: in der Bunderepublik nicht wie vermutet 160.000, sondern höchstens 1600. Von denen wiederum ordnen sich die meisten dem weiblichen oder dem männlichen Geschlecht zu. Spiewack errechnet 150 Personen, die sich 2019 einem dritten Geschlecht zuordnen. Im April 2020 stellt Spiewack fest, wieder in der ZEIT: „300 Erwachsene haben in den vergangenen zwei Jahren ihr Geschlecht zu ‚divers‘ umtragen lassen“, (da sind die 150 von 2019 drin), Tendenz fallend. 2019 wurden 11 Kinder „von ihren Eltern nicht als Mädchen oder Junge angemeldet, sondern als ‚divers‘ oder ‚ohne Geschlecht.““

Und für die wollen Pullach, Garching und Taufkirchen in neuen Grundschulbauten eigene Toiletten einbauen? Diese Zahlen machen das BVG-Urteil nicht obsolet. Es ist in einer Demokratie richtig, Minderheitsrechte zu schützen oder überhaupt erst zu konstituieren, egal wie klein diese Minderheiten sind.

Aber zu reagieren wie die 3 bayerischen Gemeinden, ist natürlich völlig überzogen. Eine viel bessere Idee wären „geschlechtsneutrale Toiletten“. So etwas „hat jeder zu Hause.“ (Spiewack). Es ist auch in Ordnung, eine Rubrik ‚div‘ o.ä. in Formularen zu haben, auch wenn sie in 99,99957% aller Fälle unausgefüllt bleibt. Aber es ist überzogen, eine Schreibnorm zu pos-

tulieren, die mit dem orthografischen System der Buchstabenschrift nicht das Geringste zu tun hat. Das Gendersternchen ist ja nicht ein Sonderzeichen, eine Abkürzung oder ein Wortsatz wie €, §, &, +; es ist kein Diakritikum wie Akzente oder o.ä. Man kann es letztlich lautlich nicht realisieren wie einen Akut auf dem französischen e im Unterschied zum Gravis, ein Krönchen auf einem tschechischen r (so nannten frühe Sprechkundler und Phonetiker mitunter das haček) oder eine Tilde auf dem spanischen n. Will man einen pharyngalen Schnalz ins Deutsche einführen? Und durch den glottal-stop würde das Sternchen auch nicht realisiert. Der ist ja schon für das generische Femininum da. Oder soll er das auch noch mitbedeuten? Bitte sehr, viel Erfolg.

Natürlich kann jeder Mensch schreiben, wie er will. Die Kultusministerkonferenz 1996 hat auch nur den Schulen vorschreiben können, welche Rechtschreibnorm sie unterrichten müssen, und das Verwaltungsverfahrensgesetz schreibt den öffentlichen Verwaltungen genau diese Rechtschreibnorm vor. Wer also seine eigene Identität mit er*sie-Schreibungen ausdrücken oder seine Solidarität mit anderen damit ausdrücken möchte – er mag tun, wie ihm beliebt. Und auch Institutionen (außer öffentlichen Verwaltungen!) dürfen ihren Mitgliedern Vorschriften machen diesbezüglich. Das wäre dann in der Institution auszuhandeln. Studenten schlechtere Noten zu geben, weil sie nicht gendern (ob mit oder ohne Sternchen, egal), das dürfen Universitäten vermutlich nicht. Hoffentlich geht so was bald mal vor Gericht, damit Klarheit herrscht. Aber so wie niemandem das Sternchen verboten werden kann, so kann es auch niemandem vorgeschrieben werden, auch nicht durch den Duden, falls der auf die Idee käme!

Schriftsystematisch jedenfalls hat das Sternchen eher den Charakter eines mathematischen oder formallogischen Symbols, das einen ganzen Begriffskomplex bezeichnen kann. Es ist genaugenommen Element einer Begriffsschrift! Da hilft der Hinweis auf Symbole wie §, %, €, & (s.o.) usw. nicht (Lobin im Spiegel). Die stehen für Wörter, sind Akronymen verwandt. Ist es selbstironisch, oder haben es die Sternchenfans (das Wort ist auch ein generisches Maskulinum, das man nicht einmal gendern kann) nur übersehen, dass in Grammatiken und linguistischen Texten das Sternchen verwendet wird, um Fehler zu markieren, z.B.

*nicht ist korrekter Deutsch.

Für die Orthographie von Buchstabenschriften taugt das Sternchen jedenfalls nicht. Die Schrägstriche für die verkürzten Doppelformen sind schon Augenpulver genug und hemmen messbar die Lesegeschwindigkeit. Ich habe selbst viele Jahre lang sehr häufig verkürzte Doppelformen mit Schrägstrichen verwendet. Aber als ich die ersten gendergerechten französischen Texte sah, da flimmerte es mir vor den Augen. Beispiele:

Cher•e•s ami•e•s, cher•e•s voisin•e•s, cher•e•s concitoyen•ne•s

Tou•te•s nos voisin•e•s, avant tout les riverain•e•s, sont venu•e•s voir les institu•teur•trice•s travaillant•e•s à notre école primaire et les professeur•e•s de notre lycée pour discuter les planifications pour la colonie de vacances pour nos écolier•e•s, les tou•te•s petit•e•s, aussi bien que les plus grand•e•s, les lycéen•ne•s. Aucun•e habitant•e de notre ville ni les villageois•e•s voisin•e•s voudrait renoncer à la chance d'envoyer les enfant•e•s ensembles avec leurs co-écolier•e•s et leurs co-lycéen•ne•s dans une colonie de vacances au bord de la mer.

Cher_e_s ami_e_s, cher_e_s voisin_e_s, cher_e_s concitoyen_ne_s

Tou_te_s nos voisin_e_s, avant tout les riverain_e_s, sont venu_e_s voir les institu_teur_trice_s travaillant_e_s à notre école primaire et les professeur_e_s de notre lycée pour discuter les planifications pour la colonie de vacances pour nos écolier_e_s, les tou_te_s petit_e_s, aussi bien que les plus grand_e_s, les lycéen_ne_s. Aucun_e habitant_e de notre ville ni les villageois_e_s voisin_e_s voudrait renoncer à la chance d'envoyer les enfant_e_s ensembles avec leurs co-écolier_e_s et leurs co-lycéen_ne_s dans une colonie de vacances au bord de la mer.

Cher-e-s ami-e-s, cher-e-s voisin-e-s, cher-e-s concitoyen-ne-s

Tou-te-nos voisin-e-s, avant tout les riverain-e-s, sont venu-e-s voir les institu-teur-trice-s travaillant-e-s à notre école primaire et les professeur-e-s de notre lycée pour discuter les planifications pour la colonie de vacances pour nos écolier-e-s, les tou-te-s petit-e-s, aussi bien que les plus grand-e-s, les lycéen-ne-s. Aucun-e habitant-e de notre ville ni les villageois-e-s voisin-e-s voudrait renoncer à la chance d'envoyer les enfant-e-s ensembles avec leurs co-écolier-e-s et leurs co-lycéen-ne-s dans une colonie de vacances au bord de la mer.

Es gibt noch mehr Varianten der écriture inclusive. Man kann die eingeschobenen e auch in Klammern setzen oder als Majuskel schreiben. Aber das erspare ich mir hier. Dabei haben sie in Frankreich noch nicht einmal das dritte Geschlecht entdeckt. Mit Sternchen würden die Texte noch viel dekorativer!

Mittlerweile wehren sich französische Behindertenorganisationen gegen die écriture inclusive, weil sie Dyslektikern und Legasthenikern das Lesen noch schwerer mache: exclusion par inclusion! (<https://informations.handicap.fr/a-ecriture-inclusive-galere-lecteur-handicape-13085.php>) Und deutsche Redaktionsrichtlinien für Nachrichten in leichter Sprache verlangen, auf das Gendern zu verzichten!

Das Augenpulver ist der falsche Weg! Dort wo es um konkrete Personen geht, einzeln oder in Gruppen, dort wo Sexus thematisch ist – gendern und explizite Doppelformen verwenden, wenn von beiden Geschlechtern die Rede ist.

Ansonsten: Zurück zum generischen Maskulinum! Und zwar dort, wo die ‚Genderrelevanz‘ (Duden, Richtig Gendern) null ist. Wo es tatsächlich um Sexus geht (und das ist immer der Fall, wenn es um konkrete Personen geht), muss die feminine Form auf -in benutzt werden.

Die erwähnte Broschüre geht davon aus, dass ‚Genderrelevanz null‘ nicht existiert. Dann muss man wirklich auch Wörter wie ‚Bürgersteig‘ gendern oder nur noch von ‚Gehweg‘ reden (weg mit den sexistischen Synonymen!) (vgl. auch Eisenbergs Kritik 2018). Dann darf man aber auch nicht von einem generischen Femininum auf -in träumen und muss die nicht sehr zahlreichen generischen Feminina, die es im Deutschen gibt, ebenfalls weggendern. Die sprachhistorische Entwicklung könnte dahin gehen, dass es am Ende kein generisches Maskulinum mehr gibt, das sexusmarkierende Femininum auch weg ist usw.

Zum Glück gibt es eine Brevitas-Dynamik in der Sprache: den Ballast von Doppelformulierungen werden die Muttersprachler und sogar die Muttersprachlerinnen nicht lange hinnehmen.

Wenn ich mir bei der Prognose ‚der glottal stop vor dem -in-Suffix wird sich nicht durchsetzen‘ auch ziemlich sicher bin, im Schriftlichen kann man gar nichts ausschließen. Schließlich haben die Argumente deutscher Professoren im 18. Jahrhundert gegen die Mode der Großschreibung von Substantiven auch nichts genutzt. Wir haben sie immer noch, die Großschreibung, und sind sie auch bei der letzten Orthographiereform (die keine war) nicht losgeworden.

Vielleicht haben wir am Ende in allen offiziellen Texten, Fragebögen, Gesetzen, amtlichen Schreiben usw. einen durchgegenderten Schreibstil (ganz sicher kann man Word dazu bringen, dass es das automatisch macht – mit einer Fehlerquote von 20% wie bei der Orthografiekorrektur!), während die Leute weiter so reden wie bisher.

Schon die verkürzten Doppelformen waren unsprechbar und deuteten darauf hin, dass im Schriftsystem eine Eigendynamik stecken kann, die es von der Mündlichkeit immer weiter entfernt. Beispiele sind für das Laut-Buchstabe-Verhältnis die englische und die französische Orthographie, bei denen der Lautwert der Buchstaben noch viel weniger eindeutig ist als im Deutschen: [o:] kann man im Französischen schreiben als o, au, aux, eau, eault, eaux, eaulx, aut, aud, od, ot, ôt, und an alle Endungen, außer x und u (nach u, also bei au und eau, wird das plural-s zu x) kann man noch ein Plural-s anhängen, das man aber beim Sprechen auch nicht hört, außer bei vokalischer Bindung, aber auch nur bei gebildeten Oberklasesprechern.

Überhaupt ist für die französische Orthographie typisch, dass graphisch Morpheme noch sichtbar sind, die schon seit hunderten von Jahren nicht mehr gesprochen werden, z.B. die Plural-s oder die Konjugation: j'aime, tu aimes, il/elle aime, ils/elles aiment – die Aussprache, [ɛ: m], ist überall gleich. Diese Tendenz – graphisch sichtbar, phonisch nicht existent – wird durch die écriture inclusive verstärkt.

Die Eigendynamik der Schriftlichkeit hat mehrfach zu absurden Entwicklungen geführt und wird es wieder tun!

Sie gibt es auch auf lexikalischer Ebene. Früher ‚Hochachtungsvoll‘, heute ‚mit freundlichem Gruß‘ gibt es nur in Korrespondenztexten (Briefe, E-Mails), ebenso Wörter wie ‚anbei‘; ‚unterdessen‘, ‚am Rande der Gespräche‘ u.ä. kommen im Deutschen nur in Nachrichten vor, man hört sie deswegen nur in Radio und Fernsehen. Die Beispiele ließen sich für andere Textsorten vermehren.

Wenn auch im Chat die Schriftlichkeit sich dem Mündlichen stark annähert, so kann sie sich in anderen Textsorten auch immer weiter davon entfernen. Dass gegenderte Texte jetzt schon die Lesegeschwindigkeit deutlich reduzieren und bei allen Verständlichkeitstests (Flesch, Briest, Groeben, Schulz von Thun) durchfallen würden, wird von der feministischen Linguistik natürlich bestritten. Diese Tests sind ja auch alle von alten weißen Männern erfunden worden.

Wenn z.B. überflüssige Doppelformen in Rundfunknachrichten vorkommen wird dadurch wertvolle Sendezeit vergeudet: eine gesprochene Sinnheit dauert im Durchschnitt 3 sec. Bei mittlerer Sprechgeschwindigkeit (300 Silben pro Minute) sind das 15 Silben pro Einheit. Doppelformen sind nicht unter 3 Silben zu haben (‚und‘ plus ‚-in‘ plus mindestens 1 Wortsilbe). 5 Doppelformen killen also mindestens einen Sinnschritt, der eine Information hätte enthalten können. Angesichts der Knappheit von Sendezeit sind solche Berechnungen relevant.

Hinzu kommen Probleme der journalistischen Genauigkeit. Wenn es in einer Unfallmeldung heißt ‚Verletzt wurden 15 Schüler‘, dann bleibt offen, ob es Mädchen oder Jungen waren oder beide Geschlechter betroffen sind. Heißt es genderbewußt ‚Verletzt wurden 15 Schüler und Schülerinnen‘, dann behauptet der Journalist, daß sowohl Jungen als auch Mädchen betroffen waren. Ganz abgesehen davon, daß das Geschlecht bei diesem Unglück eher irrelevant ist – weiß der Journalist das überhaupt zuverlässig, wenn alle seine Quellen Doppelformen benutzen? Und wird nicht der Rezipient innehalten und überlegen, ob es sich vielleicht um 30 Personen handelte? Zumindest wird er kurz über die zahlenmäßige Verteilung der 15 auf die Geschlechter nachdenken.

In dem Versuch mit dem glottal-stop-in so etwas wie ein generisches Femininum im Mündlichen zu realisieren, drückt sich gerade der Brevitas-Zwang gesprochener Sprache aus. Niemand kann es durchhalten, ständig Doppel-Formen auszuformulieren.

Man möge sich darauf zurückbesinnen, dass das ursprüngliche Anliegen war, Frauen in der Sprache sichtbarer zu machen. Kann man nicht akzeptieren, dass im Deutschen das Genus Maskulinum nur im textuellen Kontrast zu dem sexusmarkierenden Femininum (meist auf -in) Sexus markiert? Dann könnte man – zumindest im Mündlichen (und warum eigentlich nicht auch im Schriftlichen?) – explizite Doppelformen dann benutzen, wenn Sexus tatsächlich relevant ist.

Bei den deutschen Wählern, die an die Urnen gerufen werden, ist Sexus nur dann relevant, wenn zwischen Frauen und Männern unterschieden werden muss, wenn also die Wahlforscher untersuchen, ob Wählerinnen dazu neigen, Kandidatinnen zu wählen, während Wähler (jetzt sind es Männer!) bei den Kandidaten keinen Sexusunterschied machen, oder eben, wie es wahrscheinlich ist, umgekehrt!

Der Versuch der Einführung des generischen Femininums auf ‚in‘ (ob mit oder ohne*) wird begründet damit, dass man die Sprache ändern muss, wenn man das Denken verändern will. Das hat erstens die Voraussetzung, dass man Sprache wirklich planvoll ändern kann.

Hat es jemals Versuche dazu gegeben? Wenn ja, welche sind gelungen?

In „1984“ sind die Sprachregelungsversuche totalitärer Systeme in bitterer Satire charakterisiert. Aber auch im Supertotalitarismus von „1984“ reguliert ‚Neusprech‘ nur Elemente der Lexik: es gibt neue Wörter, Wörter werden anders genutzt, eliminiert, umgedeutet. Solche Versuche gab es im Nationalsozialismus und im Stalinismus bis in die DDR. Aber diese Prägnungen haben selten überlebt, und wenn, dann nur, wenn sie als ‚Framing‘ wirken konnten. Die Bezeichnung ‚Invasion‘ für die Landung der Alliierten in der Normandie durch die Goebbels-Propaganda hat bis heute überlebt, und ist damit ein welthistorischer Erfolg! Aber niemand hat bisher versucht, Syntax und Morphologie planvoll zu verändern!

Das heutige Französisch, jedenfalls der kodifizierte Standard, ist Produkt einer planvollen Sprach- und Bildungspolitik seit François I., also dem frühen 16. Jahrhundert. Man hat Rechtschreibung normiert, Aussprache, man hat die Lexik sortiert, man hat aus dem Lateinischen viele neue Wörter geprägt (formation scientifique), man hat bestimmte syntaktische und morphologische Standards einer bestimmten Region (langue d’oïl) für vorbildlich erklärt, aber man hat niemals vorgefundene Morphologie willkürlich verändert.

Dem Suffix -in die Funktion der weiblichen Sexusmarkierung wegzunehmen, wäre aber genau ein solcher Eingriff. Das geht nicht dadurch, dass eine verschwindend kleine Minderheit

und einige Institutionen es einfach machen. Das wird an der Sprachgemeinschaft abprallen. Es hat 500 Jahre gedauert, bis bei ‚Frau‘ niemand mehr an den ‚Fro,‘ ‚Lehnsherrn,‘ dachte (das Wort musste mit dem Lehenssystem erstmal verschwunden sein). So funktioniert Sprachwandel, nicht per Beschluss!

Es hat in der Vergangenheit, auch der jüngeren, semantische Umprägungen gegeben, Wörter wurden tabuisiert, auch infolge politischer Kampagnen. Erfolgreich waren im 16. Jahrhundert die Niederländer, die aus der politischen Beschimpfung ‚gueux‘ (Bettler) eine Ehrenbezeichnung machten, ‚Geusen‘. Der ‚Nigger‘ wurde im 20. Jahrhundert im Sprachgebrauch von Afroamerikanern eine positive Selbstbezeichnung, Weiße können das Wort aber immer noch nicht benutzen, ohne dass Schwarze sich beleidigt fühlen. ‚Gay‘ ist im Englischen zu einer neutralen Bezeichnung geworden, ‚schwul‘ im Deutschen tendenziell auch, bleibt aber in bestimmten männlich heterosexuell dominierten Subkulturen immer noch ein Schimpfwort. Wörter wie ‚Neger‘, ‚Mohr,‘ ‚Zigeuner‘ geraten in die Tabuzone. Aber Morpheme und syntaktische Strukturen?

Mir ist kein Beispiel bekannt, dass durch bewusste Interventionen von Gruppen oder Institutionen Grammatik verändert wurde, auch nicht, dass es überhaupt versucht wurde.

Was in der Semantik schon nicht funktioniert -ich kann nicht ‚Suppe‘ sagen und erwarten, dass ‚Zahnbürste‘ verstanden wird-, funktioniert in der Morphologie erst recht nicht -ich kann nicht ‚es wird‘ sagen und erwarten, dass ‚es wurde‘ verstanden wird.

Es hat zweitens die Voraussetzung, dass Sprache das Denken determiniert. Wie genau ist der Zusammenhang von Sprache und Denken?

Wygotski sagte einmal: ‚Jedes Wort ist eine Theorie‘.

Damit bringt er die Tatsache auf den Punkt, dass Wissen nicht nur sprachlich formuliert wird, sondern dass die Elemente der Sprache es selber enthalten, vor allem die Wörter, aber auch grammatische Strukturen.

Das ist Teil der kognitiven Dimension der Sprache, ihrer Funktion der Widerspiegelung der Realität als notwendige Voraussetzung dafür, dass wir uns sprachlich über die Realität verständigen können, sie analysieren, Tätigkeit planen und steuern können. Impliziert ist dabei, dass dieses Wissen irrtümlich, ja sogar ideologisch sein kann. Marx nannte die Sprache das ‚geronnene praktische Bewusstsein‘ der Menschen, was einerseits stimmt, andererseits schief ist, weil den meisten nicht bewusst ist, dass z.B. die syntaktische Struktur indoeuropäischer Sprachen – Sätze werden ums Verb herum konstruiert – eine Theorie enthält, die sagt: die Realität besteht aus Aktionen, bei denen Akteure an Objekten Dinge tun usw. Deswegen braucht im Deutschen die Aussage, dass Regen fällt, ein Subjekt: ‚Es regnet‘ – wobei dieses

ES niemand ist. Genauso: ‚es donnert‘. Früher waren es Donar, Zeus oder Jupiter, die donner-ten.

Das heißt nicht, dass Sprache unser Denken determiniert. Es gibt Physiker und Mathematiker, die monolingual sind – sowohl Amerikaner als auch Russen als auch Chinesen –, die die Grenzen sprachlichen Denkens weit überschritten haben.

Und auch ‚normale‘ Menschen, die keine Fremdsprache sprechen, sind in der Lage nachzuvollziehen, dass man im Chinesischen Zählseinheitswörter (ZEW) benutzen muss, wenn man angibt, wie viel von etwas Sache ist: man muss ein bestimmtes Wort benutzen, wenn man sagt: ‚Ich habe fünfundzwanzig (ZEW) Cousinen‘. Oder ‚Beijing hat zwanzig Millionen (ZEW) Einwohner‘. Wir zählen z.B. Zigaretten auch nach Packungen, Bier nach Gläsern und Vieh nach Stück. Diese sogar für Monolinguale reflexiv erreichbare ‚Hintergebarkeit der Sprache‘ (Holenstein) impliziert im Umkehrschluss allerdings auch, dass mit sprachlichen Änderungen nicht automatisch Änderungen im Denken erreicht werden. Ich benutze das Wort ‚Neger‘ nicht mehr. Habe ich deswegen weniger Vorurteile? Der Marxsche Ansatz drückt es ziemlich gut aus: die Sprache ist zwar ein Teil des praktischen Bewusstseins der Gesellschaft, aber eben auch (nur) Widerspiegelung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Rede von den ‚Sozialpartnern‘ hat deswegen die realen Interessengegensätze nicht wegskamotieren können, und der ‚Klassenfeind‘ wird nicht aus semantischen Gründen nicht mehr mit Gewehren bekämpft.

Die Sprache ist nicht der Haupthebel für die Bewusstseinsänderung. Es ist zwar richtig, den Leuten zu verbieten, schwarze Menschen ‚Nigger‘ zu nennen, aber dadurch beendet man nicht den Rassismus. Dass es in Deutschland seit Jahrzehnten verpönt war, Wendungen zu gebrauchen wie ‚die jüdische Weltverschwörung‘, hat gegen den Antisemitismus auch nichts genutzt.

Ein generisches Femininum auf -in ist nicht nur grammatisch paradox, es würde die sprachlichen Verhältnisse nur umkehren, nicht verbessern. Ein generisches Femininum wie ‚Person‘ dagegen ist völlig unproblematisch. Dumm nur, dass die Nomina agentis alle auf -er enden, das nun einmal Maskulinum ist. Aber nur die feministische Linguistik setzt ‚Maskulinum‘ mit ‚männlich‘ gleich! Neuerdings offenbar auch der Duden, aber bei dem Normierungsprinzip der Dudenredaktion, das da heißt ‚wenn es in den Medien öfter mal auftaucht, nehmen wir es auf‘, ist das auch keine Heiligsprechung!

Bei einer Determination des Denkens durch die Sprache hätten Kulturen mit Sprachen ohne Genus- und/oder Sexusmarkierung weniger oder keine Probleme mit der Gender-Benachteiligung. So hat Chinesisch keine Genusmarkierung (keine Artikel, nur 1 Personal-

pronomen der 3. Person, tā), nicht einmal he-she-it wie im Englischen, das keine genus-, damit keine sexus-Markierung bei den Artikelwörtern hat. Und bei den Personalpronomina markieren ‚he‘ und ‚she‘ nur biologisches Geschlecht (außer bei Schiffen, die interessanterweise ‚she‘ sind), alles andere ist ‚it‘! Im Chinesischen gibt es bei den Wörtern überhaupt kein Genus, die Sexusmarkierung ist also lexikalisch. Nur die Schriftzeichen markieren Sexus, logischerweise bei Personen, z. B. beim Personalpronomen ‚tā‘.

Anzunehmen, in anglophonen oder sinophonen Kulturen würden die Frauen weniger benachteiligt, wäre freilich albern.

Anhang: Mitgliederinnen 1984. Pusch und Trömel-Plötz – wiedergelesen nach 40 Jahren.

Als ich den Titel dieses Aufsatzes formulierte, bezog ich mich nur auf die genderpolitisch hyperkorrekte Anrede in einer Mail des Vorstandes der DGSS. Ich war überrascht, in Pusch 1984, 163 eine Glosse mit der Überschrift ‚Mitgliederinnen‘ zu entdecken, an die ich mich überhaupt nicht erinnerte.

Zunächst reagiert sie, wie eine Sprachwissenschaftlerin zu reagieren hat: ‚Mitgliederinnen‘ ist ungrammatisch! Ihre Gesinnungsgenossinnen sind unbeeindruckt und opponieren gar gegen den Wortbestandteil ‚Glied‘! Das sei etwas rein männliches und könne auf keine Frau angewendet werden. Darauf folgt eine semantische Spielerei mit ‚Glied‘ und ‚Klit‘ und ‚mit‘ und ‚ohne‘ – man kann die Permutationen nachlesen.

Linguistisch sauber wäre klarzustellen, dass ‚Glied‘ als Synonym für ‚Penis‘ nur eine der vielen Bedeutungen des Wortes ist, vor allem nicht die ursprüngliche. Zunächst scheint Pusch die „muntere Wortschöpferei“ (1964) zu begrüßen, dann aber kommen ihr Bedenken: „eine übertriebene Konzentration auf das männliche Glied“ (164).

Mal ganz abgesehen davon, dass es geradezu obsessiv wäre, bei Wörtern wie „Gliederung. Gliedmaßen, gliedern, eingliedern“ (164) immer an Penis zu denken. Auch etymologisch ist das männliche ‚Glied‘ nicht das Grundwort, sondern selber eine Ableitung aus ahd. ‚lid‘.

Sie lehnt „weitere sprachliche Säuberungsaktionen“ ab (164).

„Wir sagen ja den Männern nach, sie dächten immer nur an »das eine«. Weibliche Wortschöpfungen wie ‚Ohneglied‘ und ‚Mitklitoris‘ legen den Verdacht nahe, daß auch Frauen noch entschieden zu oft daran denken. Diese besorgten Zeilen schreibt euch eine, die zur Zeit in der ‚Möse‘ wohnt – so heißt nämlich der Ortsteil des Dorfes Niedermehnen, wohin ich mich zurückgezogen habe. Die männliche Dorfbevölkerung hat bisher keine Umbenennung in Richtung »Glied« oder »Pimmel« oder was weiß ich verlangt. Und die Frauen finden auch nichts dabei, in der Möse zu wohnen. Für sie ist das eben seit Jahrhunderten einfach ein Ortsteil und kein Geschlechtsteil. Ich gestehe, daß ich diese souveräne Gelassenheit noch nicht erreicht haben. Aber ich finde sie nachahmenswert“ (164).

Das ist bewundernswert – schade nur, dass sie schon in diesem Sammelband die ‚souveräne Gelassenheit‘ gar nicht anstrebt. Dabei wäre sie ja noch nicht mal nötig. Ein wissenschaftlich korrektes Grammatikverständnis würde völlig ausreichen.

Dabei gibt es mindestens noch eine Glosse, nach deren Lektüre man gewisse Auswüchse der feministischen Linguistik nicht für möglich halten würde: „Die Zukunft ist weiblich?“ (169f.). Hier vertritt sie ganz klar die Trennung von Sexus und Genus: „Tatsache ist, daß in denjeni-

gen Sprachen, die grammatisches Geschlecht haben, Frauen meist mit femininen und Männer mit maskulinen Wörtern bezeichnet werden. Tatsache ist weiterhin, daß die Genera (Geschlechter) auf den (gewaltigen!) »Rest«wortschatz beliebig verteilt sind und dort nichts, aber auch rein gar nichts, mit »weiblich« oder »männlich« im biologischen oder mythologischen oder irgendeinem sonstwie »einleuchtenden« Sinn zu tun haben“ (170).

Und bei der Personifikation halten wir uns an das Genus: Vater Staat, Mutter Natur etc. – wir machen es zum Sexusindikator: Was in verschiedenen Sprachen zu unterschiedlichen Personifikationen führt. Es ist kaum zu glauben, dass die Autorin im selben Buch Sexus und Genus gleichsetzt.

Noch in ihrem Kalverkämper-Artikel (S. 20-42) ist klar, dass es ein generisches Maskulinum gibt, das auch auf weibliche Personen referieren kann. Aber schon in der Einleitung und im weiteren Verlauf des Buches verschwimmen die Grenzen zwischen Sprachgebrauch und Sprachsystem immer mehr, maskuline Formen bezeichnen nur Männer, das generische Maskulinum ist nicht mehr eine Regularität der Grammatik, sondern ein patriarchales Ideologem. Natürlich ist es sexistisch, wenn Vordrucke nur ‚Herr‘, ‚Monsieur‘, ‚Sir‘ anbieten, aber das ist kein Element des Sprachsystems. Und wie krampfhaft ist eigentlich folgende Rechnung: „Das deutsche Sprachsystem z. B. mit seinen im Bereich der Berufs- und sonstigen Personenbezeichnungen ausschließlich maskulinen »Archilexemen« enthält, wie Trömel-Plötz ausführt, aufgrund seiner semantischen Struktur für Männer mehr Chancen des Gemeintseins und damit des Identifiziertwerdens als für Frauen. »Rein semantisch«, das bestätigt auch Kalverkämper, enthalten Sätzen wie

Der/Ein Berliner ist schlagfertig.

(Die) Berliner sind schlagfertig.

wegen ihrer zwei Lesarten (»alle, die in Berlin wohnen«, »alle Männer, die in Berlin wohnen«) für Männer zwei Chancen des Gemeintseins und für Frauen nur eine. Gewichtet man nun noch das Ausschließlich-Gemeintsein als doppelte und das Mitgemeintsein als einfache Chance, so haben Männer dreimal so viel Chancen wie Frauen. Man kann also unser deutsches Sprachsystem in diesem Bereich mit einer Lotterie vergleichen, bei der Männer mit jedem Los gewinnen (mit beiden Lesarten gemeint sind), Frauen aber nur mit jedem zweiten. Noch treffender ist vermutlich der gewichtende Vergleich mit einer Lotterie, bei der Männer mit der einen Hälfte der Lose doppelt gewinnen (nämlich auf Kosten der Frauen) und mit der anderen Hälfte einfach, Frauen hingegen bei der einen Hälfte der Lose leer ausgehen und bei der anderen nur eine einfache Gewinnchance haben“ (27).

Was genau sind ‚Chancen des Gemeintseins‘? Ist das wirklich ein sprachwissenschaftlicher Terminus? Es ist auch nicht ‚meinen‘ eine sprachsystematische Kategorie: ‚meinen‘ können nur Sprecher, und wenn sie das generische Maskulinum verwenden, dann ‚meinen‘ sie Personen in Abstraktion von ihrem Sexus, in irgendeiner anderen Funktion, Rolle, Status etc. Das Reden von den Chancen des Gemeintseins zieht die Markierung ‚sexus, männlich‘ ins Morphem -er hinein (nur -er bei Witwer, Ganter, Kater hat diese Bedeutung)!

Die Tatsache, dass häufig noch immer der Sprachgebrauch sexistisch ist und Frauen ‚versteckt‘, belegt nicht, dass das Sprachsystem dies strukturell vorschreibt. Aber genau das ist das Denkmuster. Und es führt zu Regelformulierungen, die eindeutig falsch sind: „daß Maskulina nur auf männliche Gruppen [...] referieren können“ (45). Oder: „Die Endung -in ‚bedeutet nichts anderes als ‚nicht-männlich‘“ (45). Und dann kommt ab S. 55 eine „Geschichte der Entstehung [...] des Motionssuffixes -in“, die sprachvergleichend, sprachhistorisch und etymologisch – vorsichtig formuliert – sehr eigenwillig ist! Und wie ideologisch muss man eigentlich denken, wenn man der Meinung ist, dass abgeleitete Formen per definitionem eine Minderwertigkeit implizieren? Dieses Denkmuster impliziert, dass ‚Wahrheit‘ weniger wert ist als ‚wahr‘, weil sie eine abgeleitete Form ist. „Wieso bringt die deutsche Sprache [...] eine Abhängigkeitsrelation zum Ausdruck“ (S. 55), wenn ‚Engländerin‘ von ‚Engländer‘ abgeleitet wird und ‚Enterich‘ von ‚Ente‘?

Interessant ist der Anlass, der zu den „Therapievorschlägen“ Puschs für das „Deutsch als Männersprache“ (S. 46) geführt hat. Der damalige Leiter des Instituts für deutsche Sprache wandte sich mit der Frage an Pusch, ob man zur Vermeidung von Diskriminierung nicht besser „weiblich“ markierte Bezeichnungsformen für alle Berufe und Funktionen, die geschlechtsunspezifisch sind (und das sind ja fast alle) grundsätzlich“ vermeiden sollte? Warum er denkt, das sei „ein erheblicher Eingriff in die Morphologie“ (S.47), ist unverständlich, wo es doch nichts weiter ist als die Verwendung des generischen Maskulinums, und die Sexusmarkierung durch -in ja immer dann möglich wäre, wenn sexus thematisch ist.

Es ist im Übrigen der Weg, den die anglophone Genderpraxis geht, es ist der Sprachgebrauch der DDR und auch der Vorschlag You-Tuberin Alicia Joe (s. o.)!

Ja, wenn Frau Pusch nicht sicher gewesen wäre: „die deutsche Sprache ist wie die meisten anderen Sprachen ein patriarchalisch organisiertes System“ (S. 48), und dabei nicht zwischen Sprachsystem und Sprachgebrauch unterscheidet, dann hätte alles anders kommen können. Aber nein, sie schlägt vor das -in-Suffix abzuschaffen und das generische Neutrum einzuführen: das Professor, der Professor, die Professor, usw. (S. 61-66). Das ist zwar noch lange nicht so absurd wie die aktuell vorgeschlagenen Neopronomina, hat aber im Deutschen keine Sys-

temchance. Das Einzige, was im Begriff ist, sich zumindest in einem Soziolekt durchzusetzen (Medien und andere Milieus junger Akademiker), sind ausgerechnet die Doppelformen! (Die das generische Maskulinum zwar schwächen, aber nicht ganz verdrängen können).

Die Ursache für die Verwechslung von Sprachgebrauch und Sprachsystem ist in der Tat zu kritisieren: die generischen Maskulina haben vor den realen Emanzipationsprozessen, z. B. bei den Berufsbezeichnungen, „nie etwas anderes bezeichnet als Männer“ (102). Es war aber nicht der „Befreiungsprozeß, der zu der heute beobachteten ‚Unmarkiertheit‘ geführt hat“ (102). Generisch waren dies Maskulina früher auch, nur gab es keine Frauen, auf die sie referieren konnten. Das aber war nichts sprachsystematisches, sondern etwas Soziokulturelles!

Eine ziemlich platte Analogie ist es auch, die Dominanz der Männer in der Gesellschaft wiederzufinden in der „vom Maskulinum beherrschten Sprache“ (85) – falls das Maskulinum wirklich ‚dominiert‘: zahlenmäßig oder wie?

Und nur weil 1980 mehr Männer Betriebe leiteten und das Parlament bevölkerten, bezeichnen doch der in Anführungszeichen gesetzte „Gesetzgeber“ und der mit „sic“ markierte Arbeitgeber (S. 95) keine Männer!

Es ist mir völlig unverständlich, wie man das generische, Nicht-Sexus-Markierte solcher Wörter ignorieren kann!

Ihre Beispiele zeigen immer wieder, dass der Sprachgebrauch patriarchalisch ist, auch sexistisch, (z. B. S. 100ff.) – solange nur Jungen aufs Gymnasium gingen, brauchte man das Wort ‚Knabengymnasium‘ nicht, dann später gab es ‚Mädchengymnasium‘ und deswegen auch ‚Knabengymnasien‘ (Es stimmt nicht, dass es dabei geblieben wäre: ‚Gymnasium = für Jungs‘).

Alle Beispiele für Sprachgebrauch und soziokulturellen Wandel, die nichts mit dem Sprachsystem zu tun haben. Niemand hat etwas dagegen, den Sprachgebrauch zu ändern, auch die Lexik weiterzuentwickeln – solange es nicht ungrammatisch wird!

Andere Beispiele sind schlicht falsch: S. 29 sind die „Mitbewohner“, „Leser“, „Frevler“ generische Maskulina, die sogar richtig verwendet werden (auch in dem Kunde/Kundin-Beispiel Puschs S. 20f) ist das Maskulinum (S. 23) generisch, weil nur so offenbleibt, welchen Geschlechts die vorherigen ‚Personen mit Kaufinteresse‘ waren.)

Es stimmt einfach nicht, dass in den zitierten Beispielen „die Semantik [...] ‚Männer allein‘ deshalb zu[lässt], weil es die femininen Pendants“ gibt (29)“ Es gibt von ALLEN generischen Maskulina feminine Ableitungen auf -in! Der Kontext disambiguiert – hier ist kein Sexus gemeint, also klar generisch! Merkt man, wie ‚petitio principii‘ funktioniert?

Wieder andere Beispiele zeigen nur die Gedankenlosigkeit, den Sexismus der Verwender (Rehagel und Staiger) die ‚Mensch‘ als Synonym für ‚Mann‘ verwenden, sagen aber nichts über das Lexikon, in dem das Lexem ‚Mensch‘ die Spezies ‚Homo Sapiens‘ in Absehung von Sexus bezeichnet!

Ich will nicht jedes Detail dieser Streitschrift analysieren, sondern stelle fest, dass der Extremismus der heutigen Genderverfechter schon in diesem Buch schon voll ausgeprägt ist. Das Programm der „Feminisierungstendenzen“ (ab S. 76) ist voller Vorschläge, die z. T. völlig ungrammatisch sind, mindestens aber inkompatibel mit den Grundstrukturen des Deutschen. Dieser Extremismus führt auch zu einer merkwürdigen Debatte über eine Basiskategorie der Sprachtheorie, nämlich, wie sie schreibt, „das Dogma von der Arbitrarität des sprachlichen Zeichens“ (S. 31). Sie zitiert die berühmte Stelle bei Saussure über das ‚beliebige Band‘ („aucun rapport intérieur“ heißt es genauer bei Saussure, S.100) zwischen der ‚Vorstellung‘ („idée“) und der ‚Lautfolge‘ ‚Schwester‘. Wieso aus der Tatsache, dass an anderer Stelle Saussure Wörter wie ‚dreizehn‘ oder ‚Schäfer‘ als nicht völlig beliebig bezeichnet, folgen soll, „Saussure, der Vater des Dogmas“ von der Arbitrarität des sprachlichen Zeichens, sei gar nicht so dogmatisch, weil ein Wort wie ‚dreizehn‘ nicht im selben Sinne arbiträr sei wie ‚elf‘, ist mir unerfindlich. Es handelt sich ja um Komposita oder movierte Formen, die sich von bestimmten, arbiträren Grundformen ableiten. Arbitrarität bedeutet ja nicht, dass jedes einzelne Wort in allen seinen Bestandteilen nichts mit anderen Wörtern zu tun haben darf. Und auch bei ‚dreizehn‘ gilt, dass die ‚Lautfolge‘ [ˈdʁaɪt͡sɛ:n] mit der ‚Vorstellung‘ (13) nur ein ‚beliebiges Band‘ verknüpft. „L’arbitraire relatif“ der Komposita relativiert überhaupt nicht „l’arbitraire absolu“ (Saussure, S.180) in der prinzipiellen Bestimmung des sprachlichen Zeichens. Aber es sollte ja wohl von vorneherein daraufhinauslaufen, dass „die Maskulina ‚man‘ und ‚jedermann““ dazu führen, dass „das Wort ‚Mann““ (33) ins Gedächtnis gerufen wird! Welch ein Aufwand! Und dafür den Saussure verdrehen? Wenn’s damit genug wäre, man könnte achselzuckend zur Tagesordnung übergehen. Aber vorher wird behauptet, dass „unser Dogma von der Arbitrarität des Zeichens anscheinend revisionsbedürftig“ sei (32). Das wird mit folgendem Text begründet: „[...] im Juni 1979 habe ich zwei interessante Vorträge von J. R. Ross gehört: »Grenzen der Arbitrarität des sprachlichen Zeichens« und »Le signe n’est pas arbitraire«. Auf den Befunden von Cooper und Ross 1975 aufbauend, hat Ross [...] da, mit streng linguistischen Mitteln, ganz andere Ergebnisse als de Saussure zutage gefördert. Nach seinen Untersuchungen scheint etwa die Vorstellung »ich« nicht ohne Grund gerade durch die Lautfolge ich bezeichnet zu werden. Der Trick bei Ross’ Überlegungen ist, daß er ich nicht mit I, je, io, jeg, ego etc. vergleicht, sondern mit du, I mit you und so fort. Ross geht sogar so

weit, einen »Sounder« im menschlichen Sprachzentrum zu postulieren, der unsere Kernvorstellungen in die »richtigen, passenden« Laute umsetzt“ (32).

Neugierig, was dieser ‚Sounder‘ im Sprachzentrum wohl sein mag, der die ‚richtigen‘ Laute findet, habe ich in Puschs Literaturverzeichnis geschaut. Dort finde ich zwar einen Ross, aber der ist von 1970, ich finde Cooper und Ross von 1975. Die beiden Texte haben mit einer Debatte um Arbitrarität oder Nicht-Arbitrarität aber rein gar nichts zu tun. Und die beiden genannten Titel von Ross, 1979 oder später, gibt es nicht! Vielleicht mache ich mir noch irgendwann die Mühe und suche sie außerhalb des Literaturverzeichnisses von Pusch.

Ähnlich schräg die Passage über die Archilexeme: „Welches von zwei Oppositionspaaren trägt den Archisieg davon?“ (35). Sie meint: welches Wort einen Oppositionspaar!

„Da aber in den Sprachen nun einmal unsere grundlegenden Wertvorstellungen kodifiziert sind“ (35) und jede sprachliche Hierarchie immer auch eine soziokulturelle bedeutet (s. o.), folgt: „Bei den Personenbezeichnungen ist alles klar: Wenn es ein Archilexem gibt, dann ist es das Maskulinum“ (35). Ja, stimmt, aber nicht wegen des Ideologems von Frau Pusch, sondern weil in den indoeuropäischen Sprachen das Maskulinum das UNMARKIERTE, also allgemeinere Genus war und ist!

Läuft es am Ende darauf hinaus, dass in dem S. 31 zitierten idiotischen Spruch, „Herren seien herrlich und Damen dämlich“ sogar aus feministisch-linguistischer Sicht eine tiefe nicht-arbiträre Wahrheit steckt?

Wenn wir Pusch glauben, so wurde ihre Linguistik erst so richtig feministisch dadurch, dass sie Senta Trömel-Plötz' Arbeiten gegen die Kritik von Kalverkämper verteidigte. Wenden wir uns also zwei Publikationen dieser eigentlichen Anstoßgeberin der feministischen Linguistik im deutschen Sprachraum zu, ‚Frauensprache in unserer Welt der Männer‘ (1979) und ‚Frauensprache – Sprache der Veränderung‘ (1982). Ich will vorrausschicken, dass ich die von Trömel-Plötz und auch von Pusch genannten zahlreichen Beispiele von patriarchalem, sexistischen und Frauen diskriminierenden Sprachgebrauch genauso kritisch sehe wie die beiden. Aber ich kann die Verwechslung von Sprachgebrauch und Sprachsystem einfach nicht nachvollziehen. Natürlich ist auch Lexik diskriminierend: ‚Herrschaft‘ ist korrekt, ‚Frauschaft‘ nicht, es muss heißen ‚Frauenherrschaft‘! Aber das liegt auch daran, dass in ‚Herrschaft‘ als Abstraktum für ‚Dominanz‘, ‚Macht‘ etc. die Sexus-Konnotation schwächer geworden ist, ähnlich ‚Frauenmannschaft‘. Aber für die Feministin ist sie immer noch dominant.

Und natürlich gibt es ein Ungleichgewicht zuungunsten der Frauen bei Schimpfwörtern, zuungunsten der Männer bei den Redewendungen mit ‚Mann‘, aber da sind wir schon im Übergang zum Sprachgebrauch. Aber diese Ungleichgewichte im viel stärker sprachsystemati-

schen Bereich der Indefinitpronomina, Interrogativ- und Relativpronomina und bei der Genuskongruenz finden zu wollen, ist schon sehr verkrampft, vor allem wenn dabei grammatische Regeln falsch dargestellt werden. So wird zum Beispiel behauptet:

„Auch die *Zuhörer*in kann generisch gebraucht werden. Ein weiteres Beispiel möge diesen Punkt unterstützen:

(12) Wir stellen noch zehn Stewards ein. Wir stellen uns den Bewerber so vor...

(13) Wir stellen noch zehn Stewards und Stewardessen ein. Wir stellen uns den Bewerber so vor...

(14) Wir stellen noch zehn Stewardessen ein. Die Bewerberin soll folgende Eigenschaften haben.

(15) *Wir stellen noch zehn Stewardessen ein. Der Bewerber soll folgende Eigenschaften haben.

Die Sätze (12)-(14) zeigen die möglichen Referenten für den generischen Gebrauch von der *Bewerber* und die *Bewerber*in. (15) zeigt, daß, wenn die Referenten ausschließlich weiblich sind, der generische sex-indefinite Singular nicht stehen kann. Man muß also genauer sagen, daß das männliche und weibliche Nomen generisch werden können und daß das männliche Nomen zusätzlich eine generische Verwendung hat, wenn das Geschlecht der Referenten unbekannt ist und weiblich oder männlich sein kann.

(16) Der Zuhörer stelle sich vor, er sei in einem Konzert von Segovia.

hat dann außer der Lesart, in der von einem bestimmten Zuhörer die Rede ist, die Lesarten

(16') Der männliche Zuhörer im allgemeinen stelle sich vor ...

(16'') Der Zuhörer im allgemeinen, sei er männlich oder weiblich, stelle sich vor ...“

(1982, S. 39)

Natürlich ist (15) nicht deshalb ungrammatisch, weil ‚Bewerber‘ generisch ist. Im Kontext mit dem eindeutig sexus-markierten ‚Stewardessen‘ muss Genuskongruenz herrschen, also ein Femininum stehen, weil im KONTEXT ‚Bewerber‘ sexus-markiert ist. Und das bedeutet, dass Formen auf -in eben nicht generisch sein können. Wer so wenig von Grammatik versteht, der wird auch behaupten: „In der Tat stellt man sich eben unter dem Zuhörer, dem Passagier, dem Leser, dem Studenten, dem Wissenschaftler, dem Schriftsteller, ja selbst unter dem Menschen – wie JESPERSEN schon feststellt – üblicherweise keine Frau vor“ (1982, 38).

Vielleicht tun das Linguisten, die ja ohnehin dazu neigen, Wörter und Wendungen kontextfrei zu analysieren und dann Genus und Sexus gleichsetzen. Generische Verwendung bedeutet: Situation und Kontext, in denen Sexus thematisch irrelevant ist. Das ist bei Einzelwörtern und Beispielsätzen nicht zu haben. Und Jespersen ist ihr nicht wirklich ein Gewährsmann. Er

stellt nicht fest, dass ‚man‘ sich bei ‚Mensch‘ nie eine Frau vorstellt, sondern schreibt: „‚mensch‘ is masculine (whence Germans in some connexions hesitate to use it about a woman“ (1924, 231).

Man fragt sich natürlich, woher er das wissen will, und kommt beim Nachdenken auf ein paar Ideen: im Dänischen ist das entsprechende Wort ‚menneske‘ neutrum (wie im Norwegischen), im Schwedischen, ‚människa,‘ femininum (es ist ja auch gar nicht von ‚Mann‘ abgeleitet!). Vielleicht findet ja nur wegen seiner dänischen Muttersprache Jespersen das deutsche Maskulinum merkwürdig? Sein Deutsch war sowieso nicht perfekt: „the possessive pronoun ‚sein‘ is generally reserved for living beings: sie legt die hand auf den stein und empfand ‚dessen wärme““ (1924, 237) – das schreiben häufig auch Muttersprachler, aber es ist falsch: ‚sie empfand seine Wärme‘ ist richtig. ‚sein‘ ist nicht reserviert für Lebewesen!

Und was ‚Mensch‘ angeht: vielleicht kommen sich ‚der Mensch‘ und ‚das Mensch‘ ins Gehege? Germans may hesitate to use ‚das Mensch‘ about a woman! Und natürlich gibt es bei Jespersen 1922 „viele gute Beobachtungen über geschlechtsspezifische Unterschiede in der einen oder anderen Sprache“ (Trömel-Plötz 1982, S. 37). Aber Jespersen meint auch, 1924, „probably the vast majority of languages have no gender [distinguishing] the two sexes“ (227), und stellt fest: „There are very few traces of real sex dialects in our Aryan languages“ (1922, S. 241) (‚Aryan‘= indoeuropäisch).

Die oben zitierte Passage ist Teil eines acht Seiten langen Kapitels, das tatsächlich seinen Titel zu Recht trägt: „Frauen und das Sprachsystem“. Ansonsten ist letztlich nur von SprachGEBRAUCH die Rede: ab S. 45 „Frauen und ihr sprachliches Verhalten“ – das ist eine Stilistik sine verbo! Es mag ja sein, dass in den 70er Jahren die Leute bei ‚Professor‘ zunächst an Männer dachten, aber das hat soziokulturelle Ursachen, keine linguistischen (die „psychologischen Experimente“, die zeigen, dass „wir uns doch nur Männer vorstellen“, auch wenn „Mensch“ und „Student“ vom Kontext her eindeutig generisch benutzt sind (1982, 115), hätte man doch gerne genauer beschrieben bekommen!). Aber das liegt nicht am Sprachsystem, auch wenn sie versucht, das zu zeigen. Natürlich stimmt es, dass Frauen diskriminiert wurden, als weniger wert angesehen wurden, nicht genannt wurden (S. 150, und an vielen Stellen!). Aber das liegt nicht an der „Universalisierung: die Bezeichnung für den Mann wird stellvertretend für das ganze Geschlecht (sic!), Frauen und Männer, verwendet“ (149).

Nein, das Maskulinum ist das generische Genus geworden, weil es unmarkiert ist: historisch ist es genau andersrum – nicht Universalisierung, sondern Differenzierung!

In dem Text von 1979 konzidiert sie, dass es ein generisches Maskulinum gibt. Ihre Beispiele zeigen, dass im Maskulinum die Referenzmöglichkeit auf Männer eben nicht grammatikali-

siert ist (anders als im Femininum) (S. 11-13). Wenn die feministische Linguistik wie hier Trömel-Plötz dabei geblieben wäre, von diskriminierendem und sexistischem Sprachgebrauch zu reden und nicht versucht hätte, den Sexismus im Sprachsystem nachzuweisen, wie spätestens Pusch, wäre der Diskurs einfacher geblieben. Und wenn man darauf verzichten würde, Sprache mit der Brechstange verändern zu wollen, dann ist bei einer entwickelten Sprachgebrauchssensibilität durchaus Sprachwandel vorstellbar: „Jemand von der Frauengruppe hat ihre Tasche bei mir vergessen“ und „Im Frauenzentrum spricht heute jemand über ihre Erfahrung als Frau in der SPD“ (1982, 43).

Im Kontexten, in denen Sexus klar und relevant ist, ist es denkbar, dass Genuskongruenz durch Sexuskongruenz ersetzt wird: ‚Das Mädchen fragt ihren Bruder‘ – warum nicht?

Mit Frau Trömel-Plötz wäre ja vielleicht noch zu reden gewesen. Mit Frau Pusch auch schon 1984 nicht mehr?

Literatur

Cooper, William F., Ross, John Robert, 1975, 'World Order' in: Grossman, R.E., San, L.Y., Vance, T.J.(eds.) Papers from the Parasession on Functionalism, April 1975, Chicago Linguistic Society, Chicago, 63-111

Der Spiegel. Titelgeschichte: Liebe Lesende und Interview mit Henning Lobin. Der Spiegel, Nr. 10, 06.03.2021.

Diewald, Gabriele; Steinhauer, Anja, 2017. Duden, richtig gendern: wie Sie angemessen und verständlich schreiben. Berlin, Dudenverlag.

Eisenberg, Peter, 2017. Das missbrauchte Geschlecht. Süddeutsche Zeitung vom 02.03.2017, DOI: sz.de/1.3402438, Abruf: 30.04.2020.

ders., 2020. Das falsche Weibliche zieht uns hinan. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23.10.2020, <https://zeitung.faz.net/faz/feuilleton/2020-10-23/3e22ebdcd3dc57a0acc675068fdb281c/?GEPC=s9>

ders., Unter dem Muff von hundert Jahren. Frankfurter Allgemeine Zeitung, Feuilleton vom 08.01.2021, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/der-duden-und-der-unsinn-der-gegenderten-sprache-17135087.html>

ders., Wenn das Genus mit dem Sexus. FAZ 28.2.2018 <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/gendergerechte-sprache-wenn-das-genus-mit-dem-sexus-15470481.html?premium>

Elsen, Hilke, 2020. Gender-Sprache-Stereotype. Geschlechtersensibilität in Alltag und Unterricht. Tübingen.

Glück, Helmut, 2018. Eine kleine Sex-Grammatik. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 02.05.2018, Nr. 101, Seite 11.

ders., die Ersatzreligion der sprachlichen Anbiederung. Die Stadt Hannover setzt sich über das amtliche Regelwerk der deutschen Rechtschreibung hinweg. FAZ 21.2.2019, Nr. 44, S.7

ders., Wissenschaftsfremder Übergriff auf die deutsche Sprache. Eine Kritik der Handlungsempfehlungen der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten. In: Forschung und Lehre 12/20, S.994-995

ders., 2020, Das Partizip I im Deutschen und seine Karriere als Sexusmarker. Mit einer Einleitung von Rüdiger Harnisch. Schriften der Stiftung deutsche Sprache, Bd.4, Paderborn

Harnisch, Rüdiger, 2020. Inklusiver Gegensatz. Logik und Sprachlogik. FAZ, 28.10.20, S. N3.

Heringer, Jürgen, 2022, Richtig gegendert? Ironischer Sprachtrainer. Nordenstedt.

Holenstein, Elmar, 1980. Von der Hintergebarkeit der Sprache. Kognitive Unterlagen der Sprache. Frankfurt a.M., Suhrkamp.

Jespersen, Otto, 1922, Language: Ist Nature, Development and Origin. London. Allen and Unwin

Jespersen, Otto, 1924, The Philosophy of Grammar. London. Allen and Unwin.

Joe,Alicia,WarumGendersprachescheiternwird.

<https://www.youtube.com/watch?v=aZaBzeVbLnQ&list=LL&index=1>

Kermani, Navid, ZEIT Nr. 2, 2022, 5.1., S. 46-47, Mann, Frau, völlig egal.

Köpcke,Klaus-Michael, Panther, Klaus Uwe, 2016,analytische und gestalthafte Nomina auf –er im Deutschen vor dem Hintergrund konstruktionsgrammatischer Überlegungen. In: Bittner, Andreas, Spieß, Constanze (Hg.), Formen und Funktionen. Morphosemantik und grammatische Konstruktion. Berlin, Boston, 87-101. De Gruyter

Köpcke, Klaus Michael, Zubin, David, 2012, Mythopoeia und Genus. In: Günthner, Susanne, Hüpper, Dagmar, Spieß, Constanze (Hg.), Genderlinguistik und sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität. Berlin, Boston. De Gruyter

- Krech, Eva-Maria; Stock, Eberhard; Hirschfeld, Ursula; Anders, Lutz Christian; Haas, Walter; Hove, Ingrid und Wiesinger, Peter, 2009. Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin, New York, De Gruyter Mouton.
- Kubelik, Thomas, 2015. Genug gegendert!: eine Kritik der feministischen Sprache. Jena, Projekte-Verlag.
- Lobin, Henning; Müller-Spitzer, Carolin, 2021: Keine Bevormundung beim Gendern. ZEIT, 29.04.2021, S. 38.
- Meinunger, André, Baumann, Antje (Hg.) 2017, Die Teufelin steckt im Detail. Zur Debatte um Gender und Sprache. Berlin. Kulturverlag Kadmos.
- Müller-Spitzer, Carolin, 2022, Zumutung, Herausforderung, Notwendigkeit. Zum Stand der Forschung zu geschlechtergerechter Sprache in: Aus Politik und Zeitgeschichte 31.1.22 Geschlechtergerechte Sprache. S. 23-29
- Nübling, Damaris, 2018. Und ob das Genus mit dem Sexus: Genus verweist nicht nur auf Geschlecht, sondern auch auf die Geschlechterordnung. In: Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (Hg.), Sprachreport, Jg. 34, Nr. 3, Mannheim, 44-50.
- Nübling, Damaris; Kotthoff, Helga 2018. Genderlinguistik: Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht. Tübingen, Narr Francke Attempto.
- Payr, Fabian, 2021. Von Menschen und Mensch*innen. 20 gute Gründe, mit dem Gendern aufzuhören. Wiesbaden, Springer Verlag.
- Pollatschek, Nele, 2020, They: Gendern auf Englisch. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. 31.1.22, Geschlechtergerechte Sprache. S.8-9
- Pusch, Luise F., 1984, Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik. Frankfurt a.M. Suhrkamp
- Ross, John Robert, 1970, On Declarative Sentences. In: Jacobs, R.A., Rosenbaum, P.S. (eds.), Readings in English Transformational Grammar, Watham, Mass., Toronto, London, 222-274
- Ruge, Eugen, 2021. Eine Frage der Endung. ZEIT, Feuilleton, 21.01.2021, S. 61
- Saussure, Ferdinand de, 1974, Cours de linguistique générale, édition critique préparée par Tullio de Mauro, Paris, Payot
- Spiewak, Martin, 2019. Diverse Missverständnisse. ZEIT Nr. 20, 09.05.2019.
- Ders., 2020. Auf der Suche nach dem dritten Geschlecht. ZEIT, Nr. 16, 15.04.2021.
- Stefanowitsch, Anatol, 2017, Genderkampf. Wo die Kritiker geschlechtergerechter Sprache sich täuschen. In: Meinunger, Baumann (Hg.), S.121-128
- Stefanowitsch, Anatol, 2020. Wer redet von wem? Gender-Narzissmus. FAZ, 21.10.2020, S. N3.
- Trömel-Plötz, Senta, 1979, Frauensprache in unserer Welt der Männer. Konstanzer Universitätsreden 132. Konstanz.
- Trömel-Plötz, Senta, 1982, Frauensprache, Sprache der Veränderung. Frankfurt a.M. Suhrkamp
- Universität des Saarlandes. ÜberzeuGENDERe Sprache: Leitfaden für eine geschlechtersensible Sprachpraxis. URL:<http://gleichstellung.uni-saarland.de/beratung-und-service/leitfaden-fuer-eine-gendersensible-sprachpraxis/>, Abruf: 30.04.2020.
- Wolfstädter, Ulrich Thomas, 2022, Krieg der Gendersterne. Berlin. Frank und Timme.
- Wustmann, Gustav, 1917. Allerhand Sprachdummheiten. Straßburg, 1917, 7.A.
- Wygotski, Lew S., 1977. Denken und Sprechen. Frankfurt a.M., Fischer.